

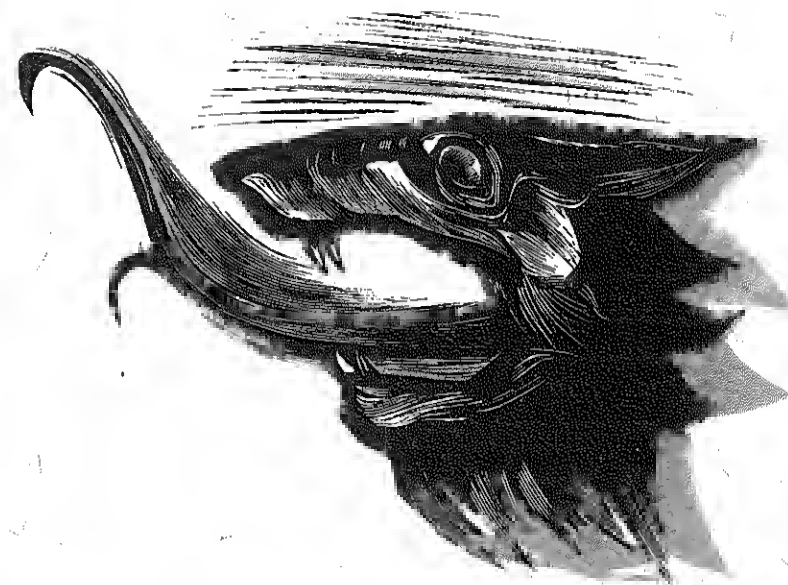
Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 8 / August 1941

RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

Willi Mai	Als die Bolschewisten ins Baltenland kamen	281
J. Althelm und E. Trautmann	Hirsch und Hirschjagd bei den Arier	286
Walter Dögel	Auf den Spuren germanisch-deutscher Holzgeräts	297
Die Fundgrube	Die „Brille“ als Sinnbild	311
	Zum Handsymbol	315
	Leiter, Befehl, Schornsteinfeger	315
Aus der Landschaft	Der Wilde Mann im Holzbau	316
Die Bücherwaage	Zebrich Schneider: Die neueren Anschauungen der deutschen Historiker	317
	J. D. Plassmann: Kleine Kostbarkeiten	318
	Mag Gottschalk: Die deutschen Personennamen	318
	Handbücher der praktischen Vorgeschichtsforschung	319
	E. Petersen: Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld	319
	Richard Eichenauer: Polyphonie – die ewige Sprache deutscher Seele	320
Der Umschlag-Holzschnitt, Fentiswolk, ist von Eugen Nerdinger, Augsburg.		

»Germanien« Monatshefte für Germanienkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptchriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 8.

Bezugspreis: Einzelheft RM. - 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beauftragen.

Willi Mai: Als die Bolschewisten ins Baltenland kamen

Der Entschluß des Führers, den bolschewistischen Koloss im Osten anzugreifen und damit Deutschland und Europa für immer von einer unerträglichen Bedrohung zu befreien, kennzeichnet eines der größten Daten der germanischen Geschichte seit der Völkerwanderung und den Tagen König Heinrich I. Wie dieser seine Entschlüsse reifen ließ, um dann im gegebenen Augenblick blitzschnell zuzuschlagen, so hat unsere Führung ein Jahr lang die Entwicklung reifen lassen, um dann entschlossen den Endkampf mit einem heuchlerischen Gelinde aufzunehmen. Was sich in den Monaten des Jahres 1940 im Baltenland abspielte, ist dem übrigen Europa fast ganz unbekannt geblieben. Mit der Schilderung dieser Ereignisse durch einen unserer Mitarbeiter glauben wir daher einen Beitrag zur deutschen und europäischen Geschichte zu geben.

Die Schriftleitung.

Der Führer sagte in seiner Proklamation vom 22. 6. 1941, Rußland habe immer betont, daß es von den baltischen Völkern gerufen worden sei. Eine spätere dokumentarische Geschichtsschreibung wird einmal zeigen, was sich in Wirklichkeit in den Tagen im Baltikum abgespielt hat, da die Aufmerksamkeit der gesamten europäischen Öffentlichkeit durch den Kampf im Westen gebannt war. Für uns Reichsdeutsche, die wir die Sommermonate 1940 im Baltikum verbrachten und die Vorgänge sich bald als Groteske, bald als Tragödie entwickeln sahen, konnte Sinn und Ziel der Entwicklung kaum zweifelhaft bleiben.

Ein Stimmungsbericht aus dieser Zeit soll der Aufsatz sein, gewissermaßen aus der Straße erlebt und aus der Erinnerung niedergeschrieben; denn Tagebuchaufzeichnungen konnten aus begreiflichen Gründen damals nicht gemacht werden.

Ich war im April 1940 nach Riga gekommen, um im Zusammenhang mit der Sicherung der Hinterlassenschaft der Baltendeutschen einen wissenschaftlichen Forschungsauftrag durchzuführen. Die baltischen Staaten standen damals unter autoritären Führungen, die äußerlich in vielem deutsche Staatsformen nachahmten. Die Letten sprachen gerne von „unserem Führer“ und meinten damit Ulmanis, den Staatspräsidenten und ehemaligen Führer der Bauernpartei, der sich einige Jahre zuvor durch einen Staatsstreich die Macht verschafft, die Volksvertretung nach Hause geschickt, die Parteien aufgelöst und die bolschewistischen Führer ins Gefängnis gesetzt hatte. Er genoß auch einiges Ansehen im Lande und füllte mit Ausstellungseröffnungen fast die gesamte „Lettsche Chronik“, die als fast einziges einheimisches Filmprodukt jeweils vor den ausländischen Spielfilmen gezeigt wurde. Die Russen hatten seit Herbst 1939 besonders an der Küste Stützpunkte besetzt und bauten dort mit Hochdruck Befestigungen. In Riga selbst traten sie kaum in Erscheinung. Man sah dort nur ad und zu einige Umlauber der Roten Armee.

Die baltendeutschen Umsiedler hatten bereits vor Monaten das Land verlassen.

Die Anteilnahme an den Kriegseignissen war groß. Die Meldungen und Kommentare darüber aber waren zunächst jüdisch-englisch. Die Rigaer Tageszeitungen hängten Karten der Kriegsschauplätze aus und steckten mit Fähnchen die Stellungen ab. Pech, daß beim Norwegeneinsatz die englischen Meldungen so falsch waren! Als man nach Andalusien und Nampos plötzlich ganz abbauen mußte, wirkte der deutsche Sieg nur noch größer. Beim Sturm im Westen wurde man vorsichtiger, und bald waren es nur noch die deutschen Meldungen, die gehört und geglaubt wurden. Mit tiefem Bedauern für Frankreich, mit wachsender Achtung vor der Deutschen Wehrmacht, mit immer stärker ausbrechender Verachtung gegen die Engländer verfolgten die Menschen die Ereignisse im Westen.

Da rückte plötzlich das Land aus dem Schatten des Geschehens in das Licht harter Entscheidung. Am 18. Juni rückte die Rote Armee in die baltischen Staaten ein. Die Vorgeschichte, so weit für uns erkennbar, war kurz. Zwei Tage zuvor waren Minister der drei baltischen Staaten nach Moskau befohlen worden. Im Volke begann ein jähes Erwachen. Ungeheure Erregung wogte in der Stadt, und tiefe Niedergeschlagenheit legte sich auf die Gemüter. Am 18. Juni

in der Mittagsstunde meldet der lettische Rundfunk, daß am frühen Morgen die russischen Truppen die Grenze überschritten hätten. Dies war in einem Ultimatum zur Sicherung der Freundschaft gefordert worden, da die drei Staaten mit einem der Sowjetunion feindlichen Staat, Finnland, konspiziert hätten.

Ich hörte die Meldung im Gesprächsraum eines großen Warenhauses, in dem Menschen aller Bevölkerungsschichten saßen. Niemand wagte zu sprechen. In den Gesichtern spiegelte sich hilfloses Entsetzen. Die Menschen wußten, was Bolschewismus ist. Der Blutterror von 1917 hatte ihr eigenes Volk zermöhrt.

In der Stunde, da nicht das alte Rußland wiederkehrte, sondern das bolschewistische Untermenschentum über das Land hereinbrach, erwachte bei vielen doch das europäische Kulturbewußtsein, und aus der Bitterkeit des eigenen hilflosen Zusammenbruchs erhob sich trotz aller innerer Vorbehalte der Glaube an die Macht, die allein imstande war, dem Bolschewismus entgegen zu treten, an Deutschland und den Führer.

Um 14 Uhr des 18. Juni fuhr der erste Sowjetpanzerwagen in Riga ein. Es war gut, daß sie so schnell kamen; denn die Juden der Moskauer Vorstadt - Riga hat einige Zehntausende - mitterten bereits Morgenluft. Ein bolschewistischer Rest der lettischen Arbeiterschaft, zumal lettgalischer Herkunft, der sich bisher hatte verkriechen müssen, kam auch wieder ans Licht. Es waren zuerst nur kleine Gruppen, die sich an den Straßenvänden aufstellten und mit geballter Faust die einziehenden Truppen begrüßten. Lettische Nationalisten stellten sich dagegen. Es kam zu Beschimpfungen, zu Schlägereien. Um 15 Uhr knallten am Bahnhofspiaz die ersten Pistolenschüsse. Die Polizei trieb die Streitenden auseinander. Gegen Abend wurden die Kolonnen der Panzerkampfwagen und Kraftwagen, die über die Dünabrücke hereinkollten, länger und rissen nicht mehr ab. Auch der Tumult auf der Straße wurde größer. Immerhin waren es nur einige Tausende, die Verbrüderung feiern wollten mit den bolschewistischen Truppen. Doch diese benahmen sich auffallend kühl und zurückhaltend, offensichtlich unter strengstem Befehl. Sie besetzten die wichtigen Punkte der Stadt, blieben aber zunächst völlig unnahbar und uninteressiert am Leben der Straße. Unterdessen wogte der jüdisch-bolschewistische Mob durch die Straßen, suchte einen Waffenladen auszuplündern, wurde aber unter Opfern von der Polizei vertrieben. Dann hüllten sich die Menschen am Abend wieder am Bahnhofspiaz und um das Rundfunk- und Zentralpostgebäude. „Nieder mit dem Faschismus!“ „Nieder mit Ulmanis!“ „Es lebe Stalin!“ tobte es durcheinander. Die Polizei wurde dessen nicht mehr Herr. Lettisches Militär mit zwei Panzerwagen rückte an. Die Menge wurde drohender. Befehle - Gegenrufe - Kommandos! Die Panzer rollten, Maschinengewehre hämmerten, wie Spreu flog die Menge auseinander. Aber es waren nur Schreckschüsse. Ich suchte, als die Straße frei war, vergeblich nach den Spuren des Kampfes. Die Sowjetpanzer standen bei all diesen Vorgängen mit stoischer Ruhe mitten in dem Gewoge und rührten sich nicht.

Am nächsten Tag fand sich ein Aufruf der lettischen Regierung in der Zeitung, man möge doch derartige Kundgebungen unterlassen, die durchaus nicht den Beifall der russischen Freunde finden könnten. Wieder einen Tag später folgte das Dementi der Sowjetgesandtschaft: Man sei im Gegenteil sehr erfreut über den Empfang, der der einziehenden Roten Armee bereitet worden sei.

Was sich in den nächsten Tagen und Wochen hinter den Kulissen abspielte, blieb der Öffentlichkeit natürlich verborgen. Eines aber wurde in kürzester Zeit auch dem Mann auf der Straße klar: daß hier die Bolschewisten eine Komödie zu spielen begannen, die eindeutig, wenn auch allzu deutlich dirigiert, das eine Ziel hatte: der Vergewaltigung der Völker den demokratischen Mantel umzuhängen. Die kleinen Tumulte des ersten Tages waren doch zu armfelig und zu deutlich getragen von jenen „Königen des Laufmarktes“, die am Sonntagvormittag auf einem Stück auf der Straße ausgebreiteter Zeitung rostige Nägel oder ausgelassene Hausschuhe steckten, oder auf einem Haufen alter Benzinkanonen und Blechbüchsen wie die Maharadschas throneten. In Riga aber, wo selbst noch dieses Publikum fehlte, hatte sich eine kleine Bande in den Besitz von Waffen gesetzt und war tatsächlich zu Generalen

gegen die Regierung geschritten. Das war natürlich abgeblasen worden. Man war in den zwei Jahrzehnten doch „Staatsmacht“ geworden und hatte diesen Abreiser nicht mehr nötig. Was ich im weiteren von Riga und später von Reval zu berichten habe, verlief meist auf die Stunde gleichzeitig und fast völlig gleichartig in den drei baltischen Staaten. Während die Rote Armee den Schein völliger Zurückhaltung wahrte, wurden die Völker, gelähmt von der Angst infolge ihrer Anwesenheit, Schritt für Schritt weiter getrieben bis zum letzten Entschluß. Zunächst trat die Regierung zurück und wurde noch unter dem alten Staatspräsidenten durch eine Puppenregierung ersetzt. Diese beschloß eine Neuwahl der Volksvertretung, die nach demokratischen Grundsätzen durchgeführt werden sollte. Es sollte jede Partei aufgestellt werden können, für die sich eine genügende Anzahl von Männern zur Verfügung stellte. Niemand aber wagte sein Todesurteil selbst zu schreiben. So begannen nun die Aufmärsche und Kundgebungen für die rote „Liste des arbeitenden Volkes“. Sie wurden eröffnet mit der feierlichen Befreiung der bolschewistischen Führer aus den Gefängnissen und mit der Bestattung der Todesopfer vom 18. Juni. Durch Versprechungen vom Sowjetparadies, durch Hezreden und Einschüchterungen, durch drohende Gesten gegen Deutschland suchte man die Massen aufzuwühlen und gefügig zu machen. Deutschland! Ja, waren nicht die Deutschen schuld, daß es dem lettischen Arbeiter so schlecht ging? Hatten nicht sie durch die Umstellung die lettische Wirtschaft zerstört? Sind es nicht die Deutschen, die das Unglück über die Welt bringen? Nieder mit dem Faschismus! Es lebe Stalin, der Führer aller Arbeiter der Welt! - Man munkelte, die Späßen pflissen es von den Dächern, und jedermann konnte sich endlich selbst überzeugen, daß ein Niesenaufmarsch der Sowjetarmee stattfand. Tausende von Tanks sollten in den Wäldern um Riga liegen. Wozu? Wegen der 16 lettischen Polizeipanzern? Wahrscheinlich, die Juden mitterten Morgenluft, auch die, die für sich von der Bolschewistenherrschaft nur Entelgnung erwarten konnten. Die Masse des Volkes aber zitterte vor Erwartung, daß er doch noch losbrechen möge, dieser Krieg und den roten Spuk wegsetzen möge für immer.

Zu den Aufmärschen und „Meetings“ fanden sich noch nicht genug Freiwillige. Die Betriebe mußten geschlossen marschieren. Man sah es an den eisigen Gesichtern, wie „begeistert“ die Arbeiter dem Befehl folgten. Die Leute wurden gezwungen, sich bis zu bestimmten Tagen rote Fahnen zu kaufen; sonst verloren sie ihren Arbeitsplatz. Hinter allem aber stand ja die bodenlose Angst vor dem schon einmal erlebten Blutterror.

In den Tagen, an denen Demonstrationen stattfanden, übernahm jetzt die Rote Armee die Polizeigewalt in der Stadt und damit auch die Verkehrsregelung. Wenn dann an darauffolgenden Tagen die einheitliche Polizei wieder erschien, waren ihre Pöbste an den Straßenkreuzungen über und über mit Blumen geschmückt. Zum Freiheitsdenkmal aber wallfahrte die Menschen und breiteten einen Teppich von Blumen auf der Straße. Auch zur Bachablösung in der Mittagsstunde vor dem Denkmal fanden sich immer mehr Menschen ein. Wie oft hatte man früher dort gestanden und sich über den etwas operettenhaft wirkenden Aufmarsch gefreut. Jetzt aber spürte man selbst das für die Letten tief Erschütternde dieser Kundgebungen. Der Wahltag kam näher. Wenige Tage zuvor entschlossen sich frühere Regierungsmitglieder unter Führung des Staatspräsidenten doch noch zur Aufstellung einer „weißen“ Wahlliste. Sie wurde genehmigt, unmittelbar vor der Wahl aber wieder aus undurchsichtigen Gründen verboten. Es gab also nur eine Liste. Wählen mußte jeder; der Stempel im Paß und die Angst vor der G.P.U. trieben zur Wahlurne. Nur in abgelegenen Dörfern wagte man teilweise von der „Wahl“ fern zu bleiben. Die „Wahl“ ergab rund 90% für die „Liste des arbeitenden Volkes“ in allen drei Staaten.

In der Nacht vor der Wahl - es war Mitte Juli - fuhr ich nach Reval. Die estnische Hauptstadt ist eine sehr schöne, alte Stadt mit zahlreichen deutschen Baudenkmalern. Ihre Bewohner, die wohl mehr deutsches, dänisches und schwedisches Blut in sich haben als solches aus ihrer finnisch-ugrischen Stammverwandtschaft, zeichnen sich durch besonders saubere und wohlgepflegte Erscheinung und außerordentliche Gepflegtheit aus. In ihrem Wesen sind sie offener und freundlicher als die Letten. Auch belastet den Deutschen, der Estland besucht, trotz allen historischen Verzichts dem Estentum gegenüber weniger die Bitterkeit geschichtlicher Erinnerungen

als in Lettland. So läßt man sich gerne gefangen nehmen von dem Zauber einer alten Kultur, Stadt und der Lebenswürdigkeit ihrer Bewohner. Um so greller aber wirkte hier die bolschewistische Komödie. Ich saß wenige Tage nach meiner Ankunft im Café „Kultas“. Der Gastraum war im ersten Stock und man sah über den „Freiheitsplatz“, auf dem ein neuer Akt abrollte. Ein „Meeting“ sollte es werden zur Feier des „Wahlsieges“ des „arbeitenden Volkes“. Still, mit eisigen Mienen marschierten die Menschen unter den Sowjetfahnen, mit Spruchbändern und Bildern Lenins und Stalins auf. Der weite Platz war rings umsäumt mit Neugierigen. Ein Betrieb wagte es, neben der roten Fahne eine estnische mitzutragen. Lauter Beifall erscholl unter der Menge. Die Fahne wurde entfernt. Dann begann die Kundgebung. Die „Internationale“ wurde gespielt. Man hörte die Stimmen der Kommissäre, die mitfingen, aus dem Lautsprecher. Das Volk blieb kalt. Es ließ eben so kalt einige Reden über sich ergehen. Man sprach von der Forderung des Volkes nach der Sowjetverfassung und dem Anschluß an die Union. Dann war die Kundgebung zu Ende. Nein, sie begann eigentlich erst: schon marschierten die Kolonnen wieder ab, da begannen einige Stimmen die estnische Nationalhymne zu singen. Wie eine Woge glug es durch das Volk. Die Hüte flogen von den Köpfen. Um mich her sprangen die Menschen auf. Mit Tränen in den Augen, tiefergriffen sangen sie das Lied ihrer Freiheit. Tollkühne demonstrierten mit einer Fahne vor der russischen Gesandtschaft, wurden verhaftet und blieben verschwunden. Wenige Tage später trat das neue rote Parlament zusammen, Besindel auf der Straße zusammengelesen oder aus der Union importiert. Die Eiden vor dem weißen Kreuzen war ihr Ausweis. Sie tagten eine Stunde und faßten zwei Beschlüsse: 1. Ausrufung der Sowjetrepublik Estland und Anschlußerklärung an die Sowjetunion. 2. Nationalisierung der Banken und des Grundbesitzes. Noch aber war die Komödie nicht zu Ende gespielt, auch die letzte Demütigung blieb nicht erspart; denn Moskau schwieg: einen, zwei Tage. Dann hörte man, daß eine Abordnung nach Moskau fahren werde, um den großen Rat um Aufnahme in die Sowjetunion zu bitten. 14 Tage lang tagte der große Rat. Es sprach Molotow, und dann berichteten die Vertreter der einzelnen Sowjetrepubliken. Dann erst durften die baltischen „Beauftragten“ ihre Bitte vorbringen. Wieder große Beratung und schließlich der gnädige Beschluß, die dringende Bitte zu erfüllen und die Staaten in die bolschewistische Gemeinschaft aufzunehmen. Das geschah am 5. oder 6. August. Russische Räte übernahmen jetzt die oberste Gewalt. Ihnen wurden auch die inzwischen gebildeten roten baltischen Regierungen unterstellt. Was sich in dieser Zwischenzeit des Machtübergangs an einzelnen Schicksalen abspielte und vorbereitete, war auch für den unbeteiligten Zuschauer ergreifend. Selbstverständlich begannen nun die Verhaftungen und Verschleppungen im großen Ausmaß. Wer unbequem war, wurde bestenfalls zur „Schulung“ nach Innerrussland geschickt. Die Grenzen waren schon längst geschlossen, den Einheimischen die Pässe entzogen. An ein Entkommen war nicht mehr zu denken. Alle größeren Häuser wurden beschlagnahmt und oft in wenigen Stunden geräumt. Den Bewohnern setzte man einfach die Möbel auf den Hof. Doch auch wer nicht für Leben und Gut zu fürchten hatte, sah seine Welt versinken. „Helfen Sie mir nach Deutschland zu kommen“, sagte mir ein Hotelbesitzer, der sich aus eigener Kraft mehrere glänzend geführte Häuser eingerichtet hatte, „ich will lieber in einem Kulturstaat Schuhputzer sein als hier der Verwalter meiner Hotels.“ Wer auch nur einen Tropfen deutschen Blutes nachweisen konnte, versuchte sich zur Nachumsiedlung zu drängen. Andere daten Reichsdeutsche um fingierte Ehen, um über die Grenzen zu kommen. Nie vergesse ich auch ein Gespräch mit dem Direktor des Museums in Narwa aus den Tagen der letzten Entscheidung. Es war ein etwas weltfremder Gelehrter, der nur seiner Wissenschaft lebte. Er fühlte, daß seine Welt zusammenbrach, daß er abgeschnitten wurde von der Kultur und der europäischen Gemeinschaft. Wie nun eine Beruhigung zu finden, fragte er immer wieder: „Ja, aber warum kommen Sie denn gerade jetzt hierher. Das können Sie doch auch nach dem Kriege noch alles haben!“ – Die Veränderung, die in diesen Wochen das Stadtbild von Reval nahm, war überraschend. Die auffallende Gepflegtheit der Leute verschwand völlig. Man blieb entweder überhaupt von der Straße weg, oder man trug sich schäbig und vernachlässigt, um keinen Anstoß zu erregen.

Wir Reichsdeutsche hatten in diesen Wochen eine merkwürdige Stellung. Daß wir die besonderen „Schicksale“ der S.F.L. wurden, ist klar. Nach außen aber erwies man uns eine höfliche, geradezu vorsichtige Behandlung. Besonders die rote Übergangsregierung zeigte eine völlige Unsicherheit. Wir waren die letzten Ausländer, die überhaupt noch im Lande sein konnten. Eines Tages sollte das letzte, noch nicht von der roten Armee belegte Hotel über Nacht geräumt werden, da das „Parlament“ einziehen sollte. Die deutsche Gesandtschaft erhob auf unsere Bitte Beschwerde. Der Innenminister entschuldigte sich und wir blieben allein unter den nunmehr einziehenden Parlamentariern wohnen. Einige Tage später entschloß ich mich doch, ein Privatzimmer zu suchen. Ich ließ eine Anzeige in die estnische Tageszeitung setzen: „Reichsdeutscher sucht...“ Eine Stunde nach Erscheinen der Zeitung lagen bei der Redaktion bereits zehn Angebote. Die Vermieter waren lauter Leute, die nie ein Zimmer vermietet hatten, jetzt aber hofften, ihre Wohnung noch länger behalten zu können, wenn sie einen Reichsdeutschen im Haushalt hatten.

In diesen Wochen kam die Bevölkerung auch etwas in Berührung mit den Rotarmisten, die aus ihrer Zurückhaltung herausstraten. Es waren zwei Dinge, die nach den Gesprächen die Menschen besonders bewegten. Das eine war die kaum glaubhafte Hilfs- und Abnungslosigkeit der russischen Soldaten dem estnischen Kultur-, Wirtschafts- und Gesellschaftsleben gegenüber. So hielten rote Offiziere einen gewöhnlichen Revaler Wochenmarkt für eine prozedende Ausstellung, die den Russen einen estnischen Reichtum vortäuschen sollte. Ein Soldat zeigte in einem Laden seine ganz zerrissenen Stiefel vor, um ein Paar neue kaufen zu können. Zahllose Äußerungen dieser Art gingen von Mund zu Mund und gaben den Leuten einen Vorgeschmack der kommenden Herrlichkeit. Das andere aber war das: Offiziere und Mannschaften sahen einmütig den Zweck ihres Hierseins im kommenden Krieg gegen Deutschland.

Das aber war auch die letzte und stets wachsende Hoffnung der Esten. Man glaubte nicht daran, daß Deutschland Rußland angreifen werde. Aber man hielt es für sicher, daß die Sowjets Deutschland in dem Augenblick in den Rücken fallen würden, da Deutschland den Endkampf gegen England begänne, und man traute Deutschland trotzdem die Kraft zu, mit beiden fertig zu werden. Als gegen Ende Juli die rote Propaganda gegen Finnland immer größer wurde und ein zweiter Krieg unmittelbar bevorzustehen schien, da hoffte man, Deutschland werde gezwungen werden, Finnland zu Hilfe zu kommen, um seine bedrohte Nordflanke zu schützen. Hinter Dichtung und Wahrheit aber stand der Glaube an die einzige Macht, die hier noch Änderung schaffen konnte. Hier noch ein Beispiel: Ein Landarbeiter sollte von den Roten als Verwalter eines enteigneten Landgutes eingesetzt werden. Der Mann lehnte ab. Dem ehemaligen Besitzer gegenüber meinte er: „Die Deutschen kommen ja doch! Was machen die aber dann mit mir!“

Am 9. August verließ ich das Land. Das „Sowjetparadies“ aber begann erst jetzt.

*

Das ist die Kraft, die nimmer stirbt
und immer wieder streitet,
das gute Blut, das nie verdirbt,
geheimnisvoll verbreitet!
Solang noch Morgenwinde
voran der Sonne wehn,
wird nie der Freiheit Zecherschar
in Nacht und Schlaf vergehn!

Gottfried Keller

J. Altheim und E. Trautmann: Hirsch und Hirschfage bei den Ariern

1.

Die Frühgeschichte des Indogermanentums – damit ist der Bereich der folgenden Betrachtungen schon im Titel abgegrenzt. Es soll damit nicht gesagt sein, daß er nirgends überschritten wird. Auch vor- und nichtindogermanische Kulturen müssen zuweilen befragt werden. Der Anlaß kann verschiedener Art sein. Das eine Mal gilt es, die indogermanische Eigenart durch Vergleich mit Andersartigen schärfer zu fassen; das andere Mal, indogermanischem Lebensgut in fremdem Gewande nachzuspüren. Auch zur Klärung grundsätzlicher Fragen ist es nützlich, außerindogermanische Entwicklungen heranzuziehen. Eben dies gibt den Anlaß, uns zu Anfang der Frühzeit der mesopotamischen Kulturen zuzuwenden.

Die Blütezeit der Sumerer liegt der indogermanischen Geschichte weit voraus. Das Auftreten des Hirschens läßt sich von allem Beginn an beobachten. Auf den sumerischen Denkmälern erscheinen bereits beide Hirscharten, die uns in erster Linie beschäftigen werden: der Rothirsch (*cervus elaphus*) und der Damhirsch (*cervus dama vulgaris*), daneben auch dessen mesopotamische Sonderart (*dama mesopotamia Brooke*). E. Douglas van Buren (1) hat ihr Vorkommen auf den Denkmälern zusammengestellt. Die Liste ist nicht ganz vollständig (2), gibt aber alles Wesentliche an.

Das Vorkommen zumal des Rothirschens geht außerordentlich hoch hinauf. Die älteste Darstellung befindet sich auf einer Tonschale von Samarra (3) und gehört an die Wende des 5. zum 4. Jahrtausend (4). Mit der vierten Schicht von Uruk – also ungefähr um 3300 –, mit der 13. Schicht von Tepe Gaura, etwas später in Arpatschija, beginnen die Siegelabbildungen, die piktographischen Zeichen auf den Tontafeln und bemalten Scherben. Kurz danach setzt eine geschlossene Reihe von Funden ein, die bis zum Ausgang der frühdynastischen Zeit (Kupferrelief aus Tell el-Dbed, etwa 2700) und bis zu den spätdynastischen Königsgräbern reicht. Die prachtvollen Funde von Ur – die Hirschbilder auf dem Kopfschmuck der Königin Schubad, auf einer silbernen Harfe und einem Lapislazuli-Mosaik – bilden den Ausklang (5). Mit der altbabylonischen Periode bricht der Reichtum an Hirschdarstellungen ab. Sie verschwinden nicht gänzlich, aber sie bleiben vereinzelt. Auch mit der Assyrischen Zeit ändert sich das nicht mehr.

Der Wechsel ist auffallend, erklärt sich aber in dem Augenblick, da man die völkischen Verhältnisse in Betracht zieht. Die Herkunft der Sumerer ist umstritten, aber die Einwanderung aus dem Norden, möglicherweise aus der Nachbarschaft des Kaspischen Meeres, darf als gesichert gelten (6). Sie gehören als erste in die Reihe der „Bergvölker“, die aus ihren nördlichen Ecken in die mesopotamische Ebene hinabstiegen und ihre Herrschaft den dort ansässigen Semiten aufzwangen. Deren älteste Schicht, die Akkader, war von Anfang an, gleichzeitig mit den Sumerern, im Lande (7). Aber erst allmählich begann sie sich neben den sumerischen Herren- und Lehrenmeistern durchzusetzen. Mit der Mitte des 3. Jahrtausends nimmt der altbabylonische Einfluß überhand, um schließlich das Sumerertum gänzlich zu überwinden.

Mit dieser völkischen Umwälzung fällt die Geschichte des Hirschens auf merkwürdige Weise zusammen. Er war ein bevorzugter Gegenstand der sumerischen Kunst. Die Sumerer haben auch den Akkadern das Wort für den Hirsch – sumerisch *lulim*, akkadisch *lulima* – gegeben; das spätere Wort *aialu* hat ursprünglich vielleicht den Steinbock bedeutet (8). All das brachten die Einwanderer aus dem Norden mit (9); Parallelen zur Schalenartstellung von Samarra findet man in der ersten Schicht von Susa (10). Die Akkader setzten diese sumerische Überlieferung – man möchte sagen: nur widerwillig fort. Diese Tatsache ist um so erstaunlicher, als der Hirsch bis in assyrische Zeit zur Fauna Mesopotamiens gehörte. Die Reliefs aus dem Palast Assurnasirpals II. in Nimrud, den Palästen Salmanassars III., Samsarids und Assurbaniपालs in Niniveh zeigen Rot- und Damhirsch als Jagdtier (11).

Eine Erklärung aus dem Wechsel der Fauna ist demnach nicht zulässig. Weder hatten die Sumerer das Bild eines Tieres aus dem Norden mitgebracht, das sie in Mesopotamien nicht mehr vorfanden und darum verloren, noch ist der Hirsch im Lauf der Jahrhunderte im Mesopotamien ausgestorben. Es bleibt als einzige mögliche Feststellung, daß das Volk nordischer Herkunft den Hirsch als Gegenstand künstlerischer Darstellung geschätzte, daß das Südoost ihn mehr oder weniger verschmäht hat.

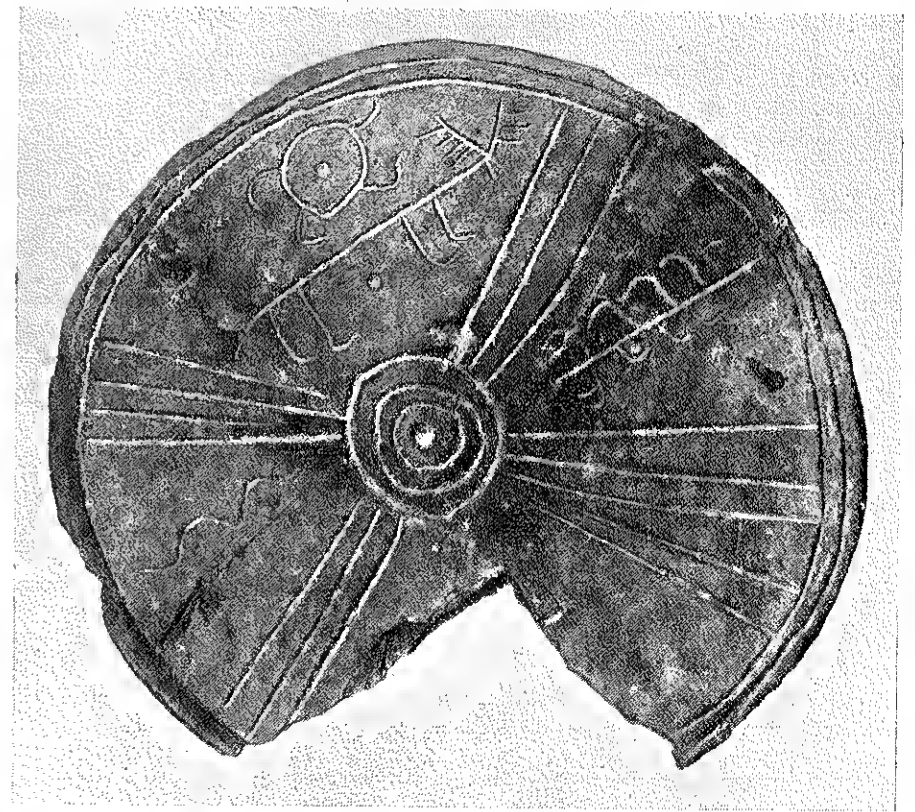


Abbildung 1. Urukischer Tontafel mit Sonnenbildern des Jahreslaufes. Aufn. Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte.

Damit ist eine grundsätzliche Beobachtung gemacht, die einen wichtigen Hinweis für unsere gesamten Betrachtungen gibt. Sie wird sich in der Folge wieder und wieder bestätigen, zumal innerhalb des Kreises, mit dem wir uns vorzugsweise beschäftigen. Schon in der Sprache der Sumerer glaubte man indogermanische Bestandteile zu erkennen (12). Damit sind wir bei den Indogermanen des vorderen und mittleren Asien angelangt.

In Troja erscheinen Hirschbilder auf dem Gerät der ersten und zweiten Schicht. Sonnenrätel (13), daneben der Deckel einer Urne (14) (Abb. 1) tragen Zeichnungen, die, auf wenige Striche sich beschränkend, den „geometrischen“ Abriss eines Hirsches geben. Die Auffassung der Zeichnungen hat geschwankt. Während die einen „bloße Ornamente“ feststellten (15), sprachen die anderen von einer ausgebildeten Jahreskreissymbolik nordischer Herkunft (16). Es bleibe ungefragt, ob wirklich die Begriffe „Ornament“ und „Symbol“ sich ausschließen. Ob es nicht vielmehr so liege, daß jedes Ornament nach Ursprung und Besen symbolischen Gehalt besaß (17). Denn schon die geschichtliche Einordnung der trojanischen Stücke wird die rechten Wege weisen. Nordischem Gut im ältesten Troja zu begegnen darf nicht wundernehmen. Das Megaronhaus (18) tritt nicht erst mit der zweiten, sondern schon mit der ersten Schicht auf. Es fanden sich in der zweiten Schicht auch kleine, würfliche Hüttenkomplexe, wie man sie aus dem freischenden Gurnia kennt (19). Neben dem altmitteländischen Wohntypus steht also das Herrenhaus nordischen Ursprungs. Das Bild ergänzt sich durch die Kleinfunde. Die Amphoren führen auf schnurkeramische Vorbilder (20). Unmittelbarste Ähnlichkeit weisen die siebenbürgische Zurchenscherkeramik und die böhmische Schnurkeramik (21) auf; andere Formen der Keramik von Troja I wie die Hohlfußschale lassen sich auf die illyrischen Gebiete des Balkan zurückführen (22). In Siebenbürgen haben auch die goldenen Hängespiralen des Großen Schatzes ihren Ursprung (23). Die Strektag mit überhängendem Hammerende, die in Troja sich findet, gehört mit der Marischwitzer Hammerag (24), andere Typen mit denen der böhmischen Schnurkeramik zusammen (25). Die Knaufhammerag mit beiderseits ausgezogener Scheibe und ausgeprägtem Mittelgrat besitzt im oberen Weichselgebiet ihre Entsprechung (26). All diese Formen sind Endglieder von Entwicklungsreihen, deren Anfänge in Mittel- und Nordeuropa verfolgt werden können. Auch das Vorkommen von sinnbildlichen Zeichen ist aus nordischen Einflüssen zu erklären (27).

Der Schluß ist zwingend, daß in Troja I-II eine Einwanderung mitteleuropäischer Bevölkerungsbestandteile stattgefunden hat (28). Sie setzten sich neben und über die bereits vorhandene Schicht kleinasiatischen Ursprungs (29). Vermutlich als Herren, wie das Megaronhaus und die prachtvollen Prunkbeile zeigen, die wohl dem König vorangetragen wurden.

Unter dieser Voraussetzung tritt die zuvor genannte Hirschdarstellung auf dem Urnendeckel in die rechte Beleuchtung. Ihre Bezogenheit auf eine Jahreskreissymbolik nordischen Ursprungs läßt sich nicht mehr von vornherein abweisen.

Zunächst ist festzustellen, daß mehr als bloßes Ornament gemeint war. Die Vier- und Achteilung des Kreisrundes stellte ein uraltes Symbol dar. Es begegnet in der Felsbildkunst des südlichen Schwedens und der Val Camonica (Abb. 2), auf der Keramik von Gufa I und im ältesten Rom, auf der Trommel des Schamanen ebenso wie in der „Syrtschen“ Kultur Westafrikas (30). Aber den letzten Ursprung wagen wir nichts auszusagen. Aber die Bedeutung läßt sich, in großen Zügen wenigstens, bestimmen. Sonnenkreis oder Sonnenrad, vier- oder achtegeteiltes Weltbild, Jahreskreis oder Stadtplanung – alle führen sie auf kosmische Symbolik. Gerade auch bei der Stadtplanung, die ihrem Ursinne nach die Spiegelung einer Weltordnung darstellt.

Innerhalb des obersten der vier Kreissektoren erscheint der Hirsch. Aber seinem langgestreckten Rücken steht links der Halbmond, rechts die Sonnenscheibe (31). Die Darstellung wurde also mit Recht in die Jahreskreissymbolik eingereiht. Die Form der Sonne – ein Kreis mit gekrümmten Strahlen, nach Art des Hakenkreuzes – begegnet in reicherer Ausgestaltung in Troja selbst (32), aber auch auf den Felsbildern Bohuslans (33) und der Val Camonica (34). Auch die Verbindung von Hirsch und Sonne kehrt dort wieder. Die abstrakt-geometrische Formgebung des Tierkörpers weist auf die vorgeschichtliche Kunst Mittel- und Nordeuropas (35). Ein Scherben der Salzmländer Kultur mit einer Jagdszene sei besonders angeführt (36). Unter den Felsbildern Bohuslans besitzt er seine Gegenbilder, um an Alter steht er dem trojanischen Stück nicht nach (37).

Auch die Hirschdarstellung des Urnendeckels führt, wie so manches aus den beiden ältesten Schichten Trojas, auf nordische Herkunft (38). Sie bedeutet einen Einbruch dieses Bereiches in den kleinasiatischen. Die Funde von Altschar Hüyük zeigen, daß man hier in vorindogermanischer Zeit den Hirsch nur als Jagdbeute kannte (39). In Troja dagegen beschränkte man sich nicht auf das Hinnehmen eines naturhaften Daseins, auf die stoffliche Verwertung des erlegten Tieres. Der Hirsch war mit religiösen Vorstellungen verknüpft. Sonne und Mond sind ihm zur Seite; er steht in einem der Viertel des Jahreskreises oder Weltbildes. Neben eine gegenständlich-naturhafte Tatsachenwelt tritt der metaphysische Sinngehalt.

Eine nord- oder mitteleuropäische bestimmte Schicht tritt im sonstigen Kleinasien nicht auf. Weiter östlich, etwa in Nartan, finden sich keine Spuren (40). Um so mehr fällt auf, daß in Altschar Hüyük, südlich von Ankara, weitere Hirschdarstellungen zutage getreten sind, die sich mit der trojanischen inhaltlich berühren.

Die Grabungen in der Nekropole haben zwei bronzene Edelhirsche gebracht (41). Beide sind an der Unterseite mit Vorrichtungen versehen, die das Einlassen in eine Basis gestatten. Vielleicht handelte es sich um Weihgeschenke. Von besonderem Interesse ist das Stück aus dem Grab BM. (42). Das Tier trägt – ob nur auf der linken Seite oder auf beiden, geht aus den Verästelungen nicht hervor – sieben konzentrische Doppelkreise. Auf dem Rücken erscheinen zwei Kreuzzeichen, um den Hals ein dreifaches Zickzackband. Den Unterteil des Kopfes bedeckt eine Maske aus Silber. Zusammen mit beiden Hirschen wurde eine größere Anzahl von durchbrochenen, halbkreisförmigen Bronzefcherben ausgegraben – disques solaires, wie sie der Herausgeber nennt (43). Auf einem erscheint wiederum ein Hirsch mit Maske, beiderseits von ihm je ein Hirschalb, flankiert von zwei gleichfalls maskierten Pantheren.

Die Stücke gehören gleich den Gräbern, denen sie entstammen, in die vorhetitische Zeit von Altschar Hüyük (III: 2500–2000 v. Jhr.) (44). Zeitlich fallen sie mit Troja II–III zusammen (45). Es ist verführerisch, eine Verbindungslinie zu ziehen, zumal auch inhaltlich eine Verbindung besteht. In Troja wie in Altschar Hüyük ist der Hirsch mit Sonnensymbolen verbunden.

Doch der Weg, der bei Troja II eingeschlagen wurde, ist bei dem innerkleinasiatischen Fundort nicht gangbar. Die Bronzehirsche weisen keine formalen Beziehungen zum nord- und mitteleuropäischen Bereich auf. War die Darstellungsform dort abstrakt-geometrisch, so ahmt sie in Altschar Hüyük in höherem Maß die tierische Erscheinung nach. Sie sucht nicht gleich einem Ideogramm die Bedeutung festzuhalten, sondern gibt den Versuch eines Abbildes.

So muß eine Einordnung dieser Stücke vorläufig unterbleiben. Man suchte sie in Verbindung mit der indoiranischen Wanderung zu bringen, doch auch dieser Weg erwies sich als nicht gangbar (46). Bei einer weiteren Gruppe von Denkmälern läßt er sich mit mehr Aussicht auf Erfolg beschreiten.

Ein Rollsiegel aus der Mitte des 2. Jahrtausends (47) gibt eine Jagdszene (Abb. 3). Sie spielt in einer Landschaft, die als solche durch Geländelinien gekennzeichnet ist. Ein Bogenschütze hat von seinem dahineilenden Streitwagen herab manches Getier, Spießbock und Raubvogel, erlegt. Im Hintergrund harret ferner eine Gruppe von Hirschen: der eine liegend, der andere nach links schreitend. Felsse schließen das Ganze oben und unten rahmenartig ab. Es sind Darstellungstypen gewählt, die auch auf dem Hauptbild erscheinen: unten der schreitende Hirsch, oben zwischen Bäumen jeweils ein Hirschpaar gegenständig liegend.

Der zweite Typus entstammt dem iranisch-mesopotamischen Grenzgebiet, wo er auf den Kerkut-Zylindern wiederkehrt (48); er hat uns nicht weiter zu beschäftigen. Die Hirschjagd des Siegelzylinders findet ihr monumentales Gegenstück in einem Relief aus Ordaşu bei Malatya (am oberen Euphrat). (49). Auch da jagt ein Bogenschütze vom dahinfahrenden Streitwagen herab, diesmal gefolgt von einem Hund. Der Hirsch eilt in großen Schritten davon (Abb. 4).



Abbildung 2. Bal Eamonica, Scala di Cimbergo. Photo E. Trautmann, 1937.

Das Relief fällt in spätere Zeit als das Siegelbild, etwa ins 11. Jahrhundert. Doch stilistisch gehören beide zu dem gleichen Bereich: der mitannischen Kunst (50). Damit tritt zum zweitenmal ein indogermanischer Einbruch in Vorderasien hervor.

Die Blütezeit der Mitanni fällt in die Jahre 1600–1400 v. Jhr. Damals geboten sie über die Churriter im nördlichen Syrien und Mesopotamien. Während diese sprachlich den Urartäern, den vorindogermanischen Bewohnern Armeniens, nahestanden (51), zeigen die erhaltenen Königsnamen, daß die mitannischen Herren Arier waren (52). Die Namen ihrer Götter: des Mitra, Varuna, Indra und der Nasatjas treten beständig hinzu (52). Die arischen Mitanni „haben dem alten Orient den Streitwagen mit dem ritterlichen Herrentum gebracht und seiner Kunst das Motiv des Wagenkampfes“ (53). Der Name des Dynasten Surata weist geradezu auf den Wagen hin: „Lenker guter Wagen“ (al. su-rátha-); er erscheint zusammen mit Indaruta als Führer von fünfzig Streitwagen. Abiratta und Tusratta „einen überlegen“ und „einen verderblichen Streitwagen besitzend“ (al. abhi-rátha-, dur-rátha-) ergänzen das Bild (54). Das Pferdebuch des Mitanniers Riktuili, aus dem hethitischen Archiv von Boghazköi, gibt die Zahl und Rundenbezeichnungen in Indoarischer Sprache an (55).

Der Vorstoß der Mitanni bildet eine Etappe der großen Wanderung, die die Arier und unter ihnen die Indoarier von Transkaukasien über Kurdistan, Armenien und Nordwestpersien in ihre spätere Heimat führte. Archäologische Funde lassen den Verlauf dieser Wanderung erschließen (56). Wie ein Teil der wandernden Stämme im Norden die Kultur von Aserabad mit ihrer charakteristischen grauschwarzen Tonware zerstörte (57), so brach ein Zweig der Indoarier im Süden in das Gebiet der Churriter ein. Züge einer Einwirkung vorderasiatischer Kulturen auf die Religion (58) und Dichtung (59) der ältesten Indoarier haben sich aufzeigen lassen; sie fügen sich in das Bild der Wanderung ein.

4.

Die Heimat des Streitwagens ist in Osteuropa, in den Steppen und Ebenen des südlichen Rußland, zu suchen (60). Während die mitannischen Arier nach dem oberen Mesopotamien vorbrangen, saßen andere Stämme gleicher Herkunft an der unteren und mittleren Wolga (61). Ihre Anwesenheit ist durch sehr alte Lehnwörter bezeugt, die sie in den finnisch-ugrischen Sprachen hinterlassen haben (62). Nordvolnisches azoro „Herr“ geht auf arisches *asura- zurück, und im Tscherevissischen erinnert das Wort für „Mensch“ (63) an das arische marjanni, mit dem die Mitanniherrscher ihre ritterliche Gefolgschaft bezeichneten (64).

Voraussetzung für den Gebrauch des Streitwagens bildet ein flaches und baumarines Gelände. Auf ihm gibt der Wagen nicht nur ein wirksames Kampfmittel ab, sondern bestimmt auch die Form der Jagd. Von dem dahinsausenden Gefährt herab gewährte sie einen größeren Erfolg, als er dem Bogenschützen zu Fuß beschieden war (65). Daß man in den südrussischen Eiken der Arier nicht nur den Streitwagen besaß, sondern mit ihm auch die Jagd auf den Hirsch betrieb, darf man annehmen. Neben dem Hirsch stand im südrussischen Raum der Elch. Seine wogulische Bezeichnung entspricht genau al. śarabha- (67).

Damit stoßt man auf eine sehr alte Echicht des Arischen, der auch das Wort für den „Elch“ angehört. Die einstige Bedeutung ist nur noch aus dem Wogulischen zu entnehmen. Im Altindoarischen bedeutet śarabha- ein Fabeltier mit acht Beinen, das dem Hirschgeschlecht entstammt. Es ist der Gegner von Löwen und Elefanten (68). Aber auch bei den Wogulen handelt es sich nicht um ein gewöhnliches Tier.

Denn der himmlische Elch, der den Menschen vom Firmament herabgesandt war, besaß eine besondere Gestalt. B. Munkácsi (69) gibt folgenden Bericht: „Unser Vater Numi Tarem sandte die ursprüngliche Tiergestalt des Elchsternes zur Zeit der Erschaffung der Welt mit sechs Händen-Füßen durch seinen Zauber auf diese untere Welt. In der Mitte seines Bauches hatte er noch zwei Vorderbeine. Ein gewöhnlicher Mensch vermochte ihn nicht zu verfolgen, nicht zu töten. Der Mensch forderte deshalb den Waldbold auf, den sechsfüßigen Elch zu verfolgen ... Dem Waldbold gelingt es, die Elchkuh zu erlegen, aber der Elch mit den Räl-

bern und Kälbinen reimt verzweifelt weiter... Wie der Koboldsohn zu dem getöteten Tier kommt, ist es mit den sechs Händen-Füßen so groß, daß es sich dreißig Flußufer, dreißig Flußlängen lang erstreckt. Er schneidet die überflüssigen Beine ab und spricht zu seinem Vater Numi Tarem:

„Verwandle dieses Tier zu einem vierhändig-vierfüßigen mit Deinem Zauber!
Ich, der Mann, der ich ein rechter Mann bin, konnte dieses Tier töten;
Aber wenn die Welt des Menschenzeitalters ersteht,
Wenn die Welt der Menschenzeit ersteht,
Wie wird man es dann töten können?
In jener Größe, wie Du es erschufst,
Soviel Männer Du auch haben magst, dieses Tier wird sie alle töten“ (70).

Dieses leidenverfümmelte Tier spiegelt sich nun als Gestirn am Himmel.“ Auf eine weitere Sagenform bei den Irtsch-Ostjaken verweist gleichfalls Munkäsi: „Hier heißt die verfolgende mythische Gestalt Tuñk-pox; er jagt die außerordentlich schnell laufenden sechsfüßigen Elche schon während seines Aufenthaltes im Himmel... Der Jäger holte das Tier ein, doch gelang es ihm nur, die beiden Hinterbeine des todmüden Tieres abzuschneiden. Er sagte: das Menschengeschlecht wird kleiner und schwächer werden: wie wird es dieses sechsfüßige Wild erlegen können, obwohl es mir eine leichte Arbeit ist? Der Elch und alles Wild habe von nun an nur vier Beine.“

Munkäsi (71) selbst hat bereits auf den indoarischen Sarabha verwiesen. In der Tat stimmen beiderseits Name und Sache derart überein, daß die Gleichsetzung sich nicht umgehen läßt. Die Ugrosinnen, deren Sprache die arischen Lehnwörter erhalten haben, gewinnen damit neue Bedeutung. Nicht nur uralte Sprachformen haben sie erhalten: auch mythische Vorstellungen der arischen Periode scheinen bei ihnen bewahrt zu sein. Der Sarabha war, wie das sein Name nahelegt (72), ein Cervide. Daß im besonderen ein Elch gemeint war, zeigt das Bogulische allein. Mit dem altindoarischen Zabeltier hat er einen bestimmten Zug, die anormale Zahl der Beine, gemeinsam, auch das eine Altertümlichkeit. Nur wurde der Sarabha nicht mehr als Elch verstanden. In Indien war dieser aus dem natürlichen Bereich ausgeschlossen und der Welt der Fabel anheimgefallen.

Ein ähnliches Zurücktreten der Cerviden läßt sich in einem zweiten Fall beobachten. Lat. cervus, fenn. carw „Hirsch“, lit. kárvo „Kuh“, altpreuss. karwis „Ochse“ führen auf eine Grundform *kerv-. Das entsprechende arische Wort hat sich allein in den finnisch-ugrischen Sprachen als Lehnwort erhalten, während es im Indoarischen und Iranischen aufgegeben ist (73).

Diese Feststellungen sind für das spätere Verhalten der arischen Stämme von Bedeutung. Als sie in Iran und Indien einbrachen, führten sie auch dorthin den Streitwagen mit. Er blieb lange in Übung. Darius I. ließ sich auf einem Rollstuhl zu Wagen den Löwen jagend darstellen (74). Und noch in den Heeren der späteren Achämeniden fahren die indischen Hilfsvölker zu Wagen (75). Die glänzende Schilderung, die Kalidasa zu Beginn des ersten Aktes seiner Sakuntala von einer Hetzjagd zu Wagen gibt, hat die alte heroische Form beibehalten. Zu einer Zeit, da man im Iran der Sasaniden längst die jüngere Form, die Jagd zu Pferde, übte (76).

Aufgegeben war in Indien freilich der Hirsch als vornehmstes Jagdtier. An sich fehlen die Cerviden im indischen Bereich keineswegs. Ein reicher Schatz von Namen läßt sich aus den indischen Sprachen zusammenstellen (77). Doch bereits im Rígveda treten Hirsch und Hirschjagd stark zurück. Die Erwähnungen beschränken sich auf wenige Stellen, die überdies unsicher sind (78). Auch im Avesta fehlt der Hirsch; ebenso fehlt er fast ganz als Gegenstand der Euvistanbronzen, als deren Verfertiger die vielleicht mit Indogermanischen Bestandteilen durchsetzten Kossäer in Betracht kommen (79). Und doch zeigen die Reliefs von Taq-i-bustān und die anderen Jagddarstellungen der sasanidischen Kunst (80), daß zumindest der Damhirsch im Iran heimisch war.

Man beobachtet erneut, was bereits bei der sumerischen Kunst aufgefallen war. Bei dem Vor-

bringen eines nördlichen Volkes nach Süden verschwindet der Hirsch mehr oder weniger rasch. Nicht als ob es sich um ein tatsächliches Fehlen handelte: Iran und Indien besitzen ihre Cerviden ebenso wie Mesopotamien. Der Rückgang vollzieht sich allein in der Vorstellungswelt. Der Hirsch, der in ihr bei den Nordvölkern einen bevorzugten Platz einnimmt, wird verdrängt. Und zwar bei den Arieren ebenso wie bei den Summerern und ihren Nachfolgern.

An die Stelle des Hirsches treten andere Jagdtiere. Altindoar. r̥śya- bedeutet den „Bock der Gazelle“, und doch zeigt die Urv verwandtschaft mit altnord. elgr, ags. eolh, ahd. elaho, daß ursprünglich der „Elch“ gemeint war. Auf den mitannischen Siegelzylindern sieht man neben der Hirschjagd die auf Antilope und Gazelle, auch sie geschah zu Wagen (81). Für Kalidasa an der bereits erwähnten Stelle ist die Antilope das königliche Jagdtier. Seine Schilderung muß uns die der alten Hirschjagd heroischen Gepräges ersetzen.

Die Antilope flieht vor ihren Verfolgern: „Lieblich unter Halsbiegungen den Blick auf den stets folgenden Wagen fest gerichtet, mit dem Hinterkörper aus Furcht vor dem Pfeilschlag bei nahe ganz in den Vorderkörper hineingegangen, den Weg mit halbverzehrtem darbha-Gras, das dem vor Müdigkeit geöffneten Munde entfällt, bestreuernd“ (82), eilte sie in hohen Sprüngen, „mehr in der Luft als auf der Erde“, davon. Ihr nach die Pferde: „mit ausgestrecktem Vorderkörper... die Ohren straff nach oben gerichtet, nicht erreichbar vom Staub, den sie selbst erregen, gleich als wenn sie die Geschwindigkeit der Antilope nicht ertragen könnten.“ Schon hielten die Jäger das Tier ein, der König legt den Pfeil auf den Bogen – da wird die flüchtende Antilope durch das Dazwischentreten der Einsiedler gerettet.

Diese Beschreibung weist noch auf eine Besonderheit hin. Für einen Augenblick droht die Antilope dem Blick des Königs zu entweichen. Er fragt seinen Wagenlenker nach der Ursache, und dieser antwortet: „Des holperigen Bodens wegen hatte ich durch Anziehen der Fägel die Geschwindigkeit des Wagens verringert. Dadurch hat die Antilope einen großen Vorsprung gewonnen. Jetzt, da du dich auf ebenem Boden befindest, wird sie dir nicht schwer zu erreichen sein.“ Diese Worte kennzeichnen die Abhängigkeit der Wagenjagd von der Bodenbeschaffenheit. Eine Unbequemlichkeit stellte sofort den Erfolg in Frage (83).

Damit kehren wir noch einmal zu den Mitanni zurück. Das östliche Kleinasien, das nördliche Syrien bilden schwerlich für die Wagenjagd ein ideales Gelände. War sie also für Malatya recht am Platze? Vermutlich ließ sich der Kienwagen nur in Ausnahmefällen verwenden. Im mitannischen Sendschwil wurde darum ebenso wie im hethitischen Apül, nach Ausweis der dortigen Reliefs (84), die Jagd zu Fuß betrieben. Man jagte die Rothirsche nach wie vor mit Bogen und Schweißhund, ohne Pferd und Wagen.

Und doch wurde daneben die Hirschjagd vom Wagen herab dargestellt! Das zeigt, daß sie nicht nur technisch, durch größere Erfolgsaussichten bei der Jagd, bedingt war. Hirsch und Wagen mußten in tieferem Wesensgrunde miteinander verbunden sein. Wie bei den arischen Mitanni, so gaben auch bei ihren indischen und iranischen Vettern andere als praktische Beweggründe den Anlaß ab, der sie am Bild des jagenden Herrschers auf dem Streitwagen festhalten ließ.

In der vedischen Religion wird durch das Rad die Sonne symbolisiert. Sie wurde beim Bajapenopfer durch einen aus Weizenmehl gefertigten Radfranz dargestellt (85). Ein Rad oder einen Wagen drehte man bei der Anlegung eines Opferfeuers dreimal herum: auch dies ein Hinweis auf Sonnensymbolik (86). Im awestischen Mithra Mächt ziehen Mithras Wagen „geistige, weiße, leuchtende, weithin sichtbare Rosse, fluge, kundige, schattenlose“; golden sind des Wagens Räder (87). Golden ist im Rígveda auch das Gefährt der Asvins (88). Da sind die Sonnenrosse deutlich, und Gold ist die Farbe der Sonne (89). Mit seinem Wagen eilt Mithra (90) „der unsterblichen Sonne mit ihren Rossen voran“, als erster erreicht er „den goldgeschmückten, schönen Berggipfel“. Mit dem sonnenhaften Wesen von Rad und Wagen hängt zusammen, daß der Lauf der Himmelsbahnen mit dem schnellen Wagen verglichen wird (91). Der Sonnenwagen ist zugleich Götterwagen. Indra und die Marut, seine Kriegsmänner, Mitra, Varuna, die Asvins und viele andere fahren auf ihm daher (92). Auch in den Mächt ist Mithra der göttliche Kriegsheld auf dem Wagen.

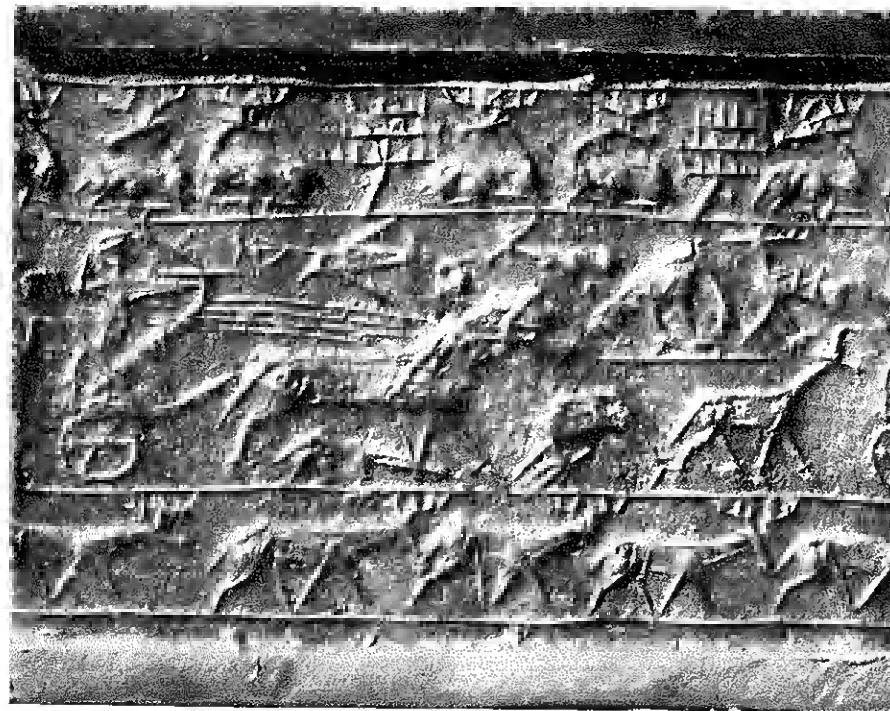


Abbildung 3. Rollsiegel. Vorderasiatische Abteilung der Staatlichen Museen, Berlin. Photo V A 553.

Überall gehen die Vorstellungen „Wagen“ und „Rad“ ins Kosmische über. Wir verweisen noch auf den Jungdäwefischen Namen des siebenten, in der Mitte gelegenen Erdteils xʷanirada-. Der älteren Auffassung gegenüber, die ihn als „mit schönem Wagen“ deutete (93), ist die J. Specht's (94) vorzuziehen, die hier das „Sonnenrad“, den *ἥλιον τροχόν*, erkannte. Das erste Kompositionsglied gibt xʷani- statt des zunächst zu erwartenden xʷanro-, und dieser Wechsel entspricht einem bekannten Wortbildungsgezet (95).

Ist der Wagen ein Sonnen- und Götterwagen, so gilt vom Hirsch das Gleiche. Mit Sonne und Mond verbunden trat er auf dem trojanischen Urnenbedel entgegen. Ähnliches wird sich für die skandinavischen und norditalienischen Felsbilder erweisen lassen. Aber auch die Kunst der Mitanni selbst führt auf die gleichen Vorstellungen.

Aus Malatya ist ein zweites Relief (96) erhalten, das den König einem Gotte opfernd darstellt. Dieser hält mit der Rechten den Bogen geschultert, in der Linken den Blitz. Auf seiner spitzen Mütze ein Ornament kleiner Kreise, die sich als Sonnen- oder Gestirnsbilder deuten lassen. Gleich den hethitischen Göttern von Nasitkapa steht auch dieser auf seinem Tier: er hält es an einem um den Hals gelegten Zügel. Aberhaupt ist die Ähnlichkeit mit dem churritisch-hethitischen Wetter- und Blitzgott Teshup nicht zu verkennen (97).

Aber die Natur des Tieres, auf dem der Gott von Malatya steht, wurde bisher Einseitigkeit nicht erzielt. Während die einen es als Stier ansprachen, erklärten es die anderen als Hirsch (98). Es trifft zu, daß die gleiche Gottheit auf einem älteren Siegelzylinder (um 2000 v. Jw.) auf einem Stier steht (99). Aber für das Relief von Malatya scheint, nach Ausweis des Geweihs, allein der Damhirsch in Betracht zu kommen. Unter der Herrschaft der arischen Mitanni ist

er dem altmitteländisch (100) vorderasiatischen (101) Stier zur Seite getreten, wie die Hirschjagd zu Wagen im Tell Halaf neben der auf den Stier (102) erscheint. Ein Gegenüber von symbolischer Bedeutung, in dem indogermanisches und nicht- oder vorindogermanisches Volkstum aufeinanderstießen; ein Gegenüber, dem wir auch sonst begegnen.

Von seinem Vorgänger, dem Stier, mag der Hirsch den gedrungenen Körperbau empfangen haben, den ihm der Künstler von Malatya gab. Der Deutung als Damhirsch entspricht, daß das Tier, welches rechts von Gott und König zum Opfer herangeführt wird, ein Hirschkalb oder Jungtier (kennlich am kleineren Geweih) ist. Heiliges Tier des Gottes und Opfertier pflegen weithin zusammenzufallen (103). Dementsprechend erscheint im hethitischen Ritual ein Opfer auch von Hirschfleisch (104).

Das Rad ein Sonnenrad, der Wagen ein Sonnen- und Götterwagen, der Hirsch Genosse des bogentragenden Wetter- und Blitzgottes, Opfertier und mit Sonnensymbolen verknüpft – das schließt sich zusammen. Der Gott jagt im Hirsch das Tier, das ihm zugehört, ihm heilig ist. Er jagt das Sonnenrad mit dem Sonnenwagen; er erlegt den Hirsch mit der Waffe, die Abbild des fernhinführenden Blitzes ist.

Die arischen Götter, hat man gesagt (105), seien das Spiegelbild arischer Fürsten gewesen. Das ist moderne psychologische Ausdeutung; für die alte Zeit verhält es sich gerade umgekehrt. Es sei noch einmal an den Eingang von Kalibāas Sakuntala erinnert, wo der König auf dem Streitwagen und mit angezogenem Bogen hinter der Antilope herjagt. Da meint der Wagenlenker, Siva selbst vor sich zu sehen, der mit dem pinaka (Name von Elvas Bogen) bewaffnet das flüchtige Tier verfolgt. Der jagende Gott also ist das Ursprüngliche, und sein Glanz fällt auf das Abbild, den irdischen Herrscher. Dieser selbst stellt befriedigt fest, die Schnelligkeit seines Gefährts übertriffe sogar die Sonnenrosse.

Im Bild des Jägers, der vom Wagen herab in rasender Fahrt den Hirsch erlegt, spiegelt sich die Gottähnlichkeit arischen Herrtums. Well beides, Hirschjagd und Götterdasein, untrenn-



Abbildung 4. Orbasu bei Malatya. Mus. H. Noortgat.

bar verknüpft war, — und nur darum — hielt sich die Darstellungsform. Sie hielt sich selbst dort, wo diese Art der Jagd praktisch nicht mehr in Betracht kam. (Schluß folgt.)

(1) The Fauna of Ancient Mesopotamia as represented in Art (Analecta Orient. 18) 37 f. Einige literarische Bezeugungen des Hirsches bei B. Landsberger, Abh. Sächs. Akad. Wiss. 42, 6, 98 f. — (2) Es fehlen, soweit wir sehen: kleine Steinfigur (Weißgeräth) aus der Djemdet-Nasr-Schicht in Uruk (Sammelfund): Hirsch, Kleinfunde aus den arch. Tempelschichten in Uruk (Ausgr. d. Dt. Forschungsgemeinschaft in Uruk-Babyl.) 24, Taf. 12 h (Dambirsch?), etwa 3100. — Siegelabdruck in Ton aus Uruk, Schicht V: J. Jordan, Abh. Berl. Akad. Wiss. 1930, 4, 51, Abb. 44, etwa 3300. — H. Frankfurt, Cylinder Seals pl. XIII b und ff., etwa 2700; S. 141. Wir danken die Hinweise J. Jordan. — (3) H. Herzfeld, Die Ausgrab. von Samarra 5; Die vorgesch. Töpferlein 18, Abb. 16 nr. 16. — (4) Aufsatz von J. Jordan. — (5) H. A. Hall und E. S. Woolley, Ur-Excavations 2, 87 f.; pl. 140; 141 b; 112–113; 96–97. — (6) A. Ungnad, Einbattu 9 f.; zuletzt B. Hrozný, Die älteste Geschichte Vorderasiens 39 f.; 58 f. — (7) Dies ist die Auffassung J. Jordans. — (8) B. Landsberger, a. D. 98; A. Hakenstein, Arch. Zeits. aus Uruk 2, 53 Anm. 4. — (9) J. Wiesner, Plöckentl. J. Dölger 309 f. — (10) Mém. de la délég. en Perse 13, pl. 10, 7; 12; 131; pl. 3, 169. — (11) E. Douglas van Buren, a. D. 40; 42. — (12) B. Hrozný, a. D. 58. — (13) H. Schliemann, Ilios nr. 1289; 1882; Hoernes-Menghin, Urgef. d. bild. Kunst. 3 496; P. Grinm, Jahrbuch f. Vorgesch. 29, 56, Abb. 21. — (14) D. Rüd, Germanien 1939, 169 f. — (15) J. Wiesner, a. D. 310. — (16) D. Rüd, a. D. 172 f.; vergl. P. Grinm, a. D. 55. — (17) H. Dingler, Germanien, 1937, 39; Altheim-Stratmann, Italien u. d. Dor. Wandern (Albae Vigiliae 5) 13 f.; dazu R. Kerényi, Babyloniens (Sonderdruck aus Laureae Aquinenses II) 26. — (18) E. B. Wlegen, Amer. Journ. Arch. 41, 18; vergl. 110; J. B. Goethert, Arch. Anz. 1940, 642; E. Schuchhardt, Abh. Berl. Akad. 1940, 10, 12 f. — (19) H. Th. Vossert, Altheim 2, 215; S. 29, Abb. 12. — (20) E. Rüd, D. gesch. Fundgruppen d. frühen BZ. (Neue Die. Forsch., Abt. Archäol. 1) 98. — (21) E. Rüd, a. D. 103, Taf. 7. — (22) E. Schuchhardt, a. D. 3 f. — (23) E. Schuchhardt, Altheim 2, 244. — (24) B. S. Schilde, The Danube in Prehistory 225, Abb. 129 links. — (25) E. Rüd, a. D. 121 f.; Taf. 10. — (26) E. Rüd, a. D. 122 f.; Abb. 14. — (27) P. Grinm, a. D. 55. — (28) E. Schuchhardt, a. D. 244 f.; E. Rüd, a. D. 117; auf Troja I beschränkt sie jetzt E. Schuchhardt, Abh. Berl. Akad. 1940, 10, 14; 21. — (29) E. Schuchhardt, Altheim 2, 239 f. — (30) E. Balzer, Hällkristningar från Rohuslän, Taf. 4, nr. 6 und 8; Taf. 5–6; Taf. 9–10 nr. 1–3; Taf. 13 nr. 3 u. a. m.; E. Grobner, Kulturgesch. Afrikas 168 f.; 177 f.; Monumenta Africana (Neuausgabe) 62 f.; für die römische und germanische Stadtanlage fälschen Ursprungs: B. Müller, Kreis und Kreis. Untersuch. j. Jahr. Siedlung bei Staltem u. Germanen (Dts. Monete 2, 10); für die Val Camonica Altheim-Stratmann, Wörter u. Sachen 1938, 18 f. — (31) D. Rüd, a. D. 171. — (32) E. Schuchhardt, Altheim 2, 236 Abb. 136 m; vergl. 297. — (33) E. Balzer, a. D. Taf. 1–2, nr. 1; Taf. 9–10, nr. 1. — (34) Altheim-Stratmann, a. D. 15; 17; Abb. 5. — (35) Vorkläufig B. Kellermann, Germanien 1938, 16 f.; Abb. 2–3. — (36) P. Grinm, a. D. 59 f.; Taf. 34. — (37) Zum Jeltanlag der Salzländer Kultur vergl. P. Grinm, a. D. 38 f. — (38) D. Rüd, a. D. 171; 174, deutet die rechte anschließende Figur als Lebensbaum. Sehr wahrscheinlich, wenn auch eine genau entsprechende Form uns nicht bekannt ist. — (39) R. Mittel, Prähist. Forsch. in Kleinasien 58; 77; 84; J. Wiesner, a. D. 310. — (40) E. Rüd, a. D. 98. — (41) H. Cambel, Rev. hist. et asian. 4, fasc. 20, 208 f. — (42) H. Cambel, a. D. Taf. 9; J. Wiesner, a. D. Taf. 8, 3; St. Przeworski, Die Metallindustrie Anatoliens (Intern. Arch. f. Ethnographie 36, Suppl.) 128. — (43) H. Cambel, a. D. Taf. 10; 13–16. — (44) H. Cambel, a. D. 210; St. Przeworski, a. D. 25; R. Mittel, Arch. 1939, 116 f. — (45) Vergl. die Jeltanlag bei St. Przeworski, a. D. 26. — (46) J. Wiesner, a. D. 311. Eine weitere Vermutung bei B. Hrozný, a. D. 53; 118 f. — (47) A. Moortgat, Orient. Lit.-Ztg. 1930, 843 f. — (48) E. Constan, Glypt. syro-hitt. nr. 271; 273; 285 f.; 295; Tablettes de Kerkouk, Babyloniaca 9, 74 nr. 108; 111; A. Moortgat, a. D. 853. — (49) A. Moortgat, a. D. Taf. 2, 1; Schäfer-Andreas, Die Kunst des Alten Orients (Propyläen-Kunstgesch. 2) 551 oben. — (50) A. Moortgat, a. D. 852 f.; Bildwerk u. Volkstum Vorderasiens j. hehilt. Zeit 20. — (51) B. Hrozný, a. D. 111 f. — (52) J. Friedrich, Realleg. f. Assyriol. 1, 144 f.; B. Hrozný, a. D. 111 f. — (53) J. Wiesner, Jähren u. Reiten in Asien u. im Alten Orient (Der alte Orient 38, 2–4) 34; A. Moortgat, Orient. Literatur-Zeitung 1939, 852 f. — (54) P. Kretschmer, KJ. 55, 93, Anmerkung 1; H. Schmidt, Die ersten Arier im alten Orient 6; 9, wo weitere Literatur. — (55) E. Herzer, Jähren. Die Morgenl. Gesellschaft. 1922, 254 f.; P. Jensen, Eismühlerische Abh. Berlin 1919, 376 f.; H. Ebeloff, Orient. Lit.-Ztg. 1929, 327 Anm. 7. — (56) R. Heine-Geldern, Journ. of the Indian Soc. of Oriental Art 4, 87 f. — (57) E. J. Harte, Geographica Annaler 17, 42. — (58) P. Kretschmer, Wien. Zeitschr. f. d. dts. Morgenl. (BZM.) 33, 1 f.; Kleinasien. Forsch. 1, 297 f. — (59) B. Hrozný, BZM. 34, 171 f. — (60) D. Spengler, Welt als Gesch. 3, 283; J. Wiesner, Jähren und Reiten 38; 44. — (61) H. E. Otter, Neue Propyl.-Weltgesch. 1, 431. — (62) H. Jacobsohn, Arier u. Ilgrosianen 22 ff.; 87 ff.; 177 ff. — (63) H. Jacobsohn, a. D. 38; 183; 245. — (64) J. Friedrich, a. D. 146. — (65) J. Wiesner, Plöckentl. J. Dölger 311. — (66) H. Jacobsohn, a. D. 57. — (67) Petersh. Wörterb. 4, 94. — (68) Vogel népköltési gyűjtemény (Sammlung vogulischer Volksdichtung) 1. CCCLXVII f. Die Übersetzung wurde hier wie für alle später zu nennenden Stellen durch das Altertumswissenschaftliche Institut der Universität Szeged unter der Leitung von R. Kerényi angefertigt. — (69) B. Munkácsi, a. D. 4, 311; v. 129 f. — (70) a. D. 2, 314 f. — (71) H. Jacobsohn, a. D. 57. — (72) H. Jacobsohn, a. D. 124 f. — (73) E. Harte, Die Kunst des alten Persien Taf. 52. — (74) J. Wiesner, a. D. 79 f. — (75) Vgl. unten. — (76) Mitteilung von B. Preis, dessen Angaben wir an anderer Stelle veröffentlichten. — (77) Zu J. Wiesner, Plöckentl. J. Dölger 311 Anm. 15: Daß BZ. 1, 163, 1; 9, die Sonnenrösse mit dem Hirsch verglichen werden, trifft nicht zu; harinā- ist die Antilope. — (78) So B. Hrozný, a. D. 51; 116. Wir kennen nur ein einziges Stück: eine Schale mit eingetragenen Hirschries im Innern. Es befindet sich im Historischen Museum zu Stockholm und

wurde durch E. J. Harte während seiner Iranexpedition 1933 erworben. — (80) E. Harte, Iran. Geldstücke Taf. 38; E. Harte, Die Kunst des alten Persien 86–87; 107. — (81) A. Moortgat, Orient. Lit.-Ztg. 1930, 843 f. — (82) Unter Benennung der Übersetzung von D. Voethling (1842). Auf die Verschiedenheit der Sakuntala-Regen- sionen braucht nicht eingegangen zu werden. — (83) Die gleichen Schwierigkeiten ergaben sich bei einer Antojagd hinter Gazellen, die wie 1938 im Gefolge des Schaumar-Scheichs Meschan in der Dschirah mitmachte. — (84) A. Moortgat, Die bildende Kunst Vorderasiens und die Bergvölker, Taf. 35–37. — (85) H. Oldenberg, Die Relig. d. Veda 2, 85. — (86) H. Oldenberg, a. D. 109 Anm. 2. — (87) H. 10, 68; 136. — (88) BZ. 1, 64, 11. — (89) H. Oldenberg, a. D. 85. — (90) H. 10, 13; Übersetzung von H. Kummel, Die Väst des Avesta 68. — (91) H. Güntert, D. arische Weltbild und Helland 270 f. — (92) H. Oldenberg, a. D. 28 f.; J. Wiesner, Jähren und Reiten 34 f. — (93) Chr. Bartholomae, Mitran. Wörterb. 1864. — (94) Wörter und Sachen 1938, 23 Anm. 1. — (95) E. Caland, KJ. 31, 267; 32, 592; J. Wadernagel, Altheim. Gram. 2, 1, 59. — (96) Arch. Mitt. aus Iran 2, Taf. 10 unten; Realleg. d. Vorgesch. 8, Taf. 41 C; A. Moortgat, Bildwerk und Volkstum Vorderasiens zur Heiligtum 21 Abb. 19. — (97) E. Güntert, La relig. degli Hittiti (Storia delle religioni 13) 63. — (98) Realleg. d. Vorgesch. 8, Taf. 41 C; J. Wiesner, Plöckentl. J. Dölger 311 Anm. 17; A. Moortgat, a. D. 20; E. Güntert, a. D. 63 f. — (99) A. Moortgat, a. D. 17, Abb. 14. — (100) J. Altheim, Studi e materiali di storia delle religioni 10, 125 f.; A history of Roman religion 64 f. — (101) E. Malten, Arch. Jahrb. 1928, 90 f. — (102) M. v. Dyppeheim, Der Tell Halaf Taf. 19 b. — (103) E. Malten, Arch. Jahrb. 1914, 214 f.; E. Tadeling, Water Ramen 96; J. Altheim, a. D. 137 f. bez. 71. — (104) Keltische Kunst. aus Boghazköi 15, 22, 12; E. Güntert, a. D. 297. — (105) H. Oldenberg, a. D. 28 f.; J. Wiesner, a. D. 35.

Walter Dreyer: Auf den Spuren germanisch-deutschen Holzgeräts

Es ist dem 20. Jahrhundert nicht leicht gefallen, die formale Erbschaft des 19. Jahrhunderts zu überwinden. Es hat harte Kämpfe gekostet, bis der Formenwust, die theatralische Dekoration, die Neigung zum Klischee und zum „Zu-als-ob“ auch nur einigermaßen unterdrückt werden konnte. Eben weil diese Kämpfe schwer waren, neigt unsere Zeit sehr dazu, die geistige Leistung anzuerkennen, die zur Gestaltung eines einfaches, aber formvollendeten Gegenstandes aufgewendet werden muß. Man widmet diesem Thema immer wieder Ausstellungen, Veröffentlichungen, Aufsätze und Vorträge, und das alles mit Recht; denn die Erschaffung einer schlichten aber vollendet schönen Gebrauchsform ist tatsächlich eine hohe geistige Leistung.

Der Historiker ist nicht in dem Maße geneigt, solchen Leistungen seine Hochachtung zu bezeugen. Er neigt noch immer zur bevorzugten Herausstellung der geschmückten und reich verzierten Gegenstände aus der Hinterlassenschaft vergangener Jahrtausende. Infolgedessen ist der enge Zusammenhang des kulturellen Bollens unserer Tage mit der gegenständlichen Volkskultur der Vergangenheit noch wenig gesehen. Wir neigen nach wie vor dazu, es für ein ganz besonderes Verdienst des 20. Jahrhunderts zu halten, daß es die Schönheit und Bedeutung der reinen Form erkannt habe, und daß es uns befreit habe vom Wust der überladenen Prunkformen, in denen das 19. sich gefiel. Die Verzierungswut des 19. Jahrhunderts kennen wir noch zur Genüge aus Erfahrung und kennen ja auch die Urbilder und Vorbilder dieser „Prachtfäule“ durch unseren Museumsbesitz.

Die Häufung kostbaren und reich verzierten Hausrates in den Museen ist es ja gerade, die dazu geführt hat, daß man die ganze historische Vergangenheit gleichsam in Samt und Seide sehen zu müssen glaubte und daß man sich den häuslichen Besitz der gotischen und Renaissancezeit, des Barock und des Empire fast allgemein sehr prunkvoll und kostbar vorstellte. Die Ursache für dieses Auswahlprinzip der Kunstgewerbemuseen macht man sich auch selten klar. Sie liegt ganz einfach darin, daß die Sammlungen des Kunstgewerbes fast sämtlich während der Gründerzeit entstanden, um dem Handwerk und der Industrie Vorbilder zu liefern, und daß

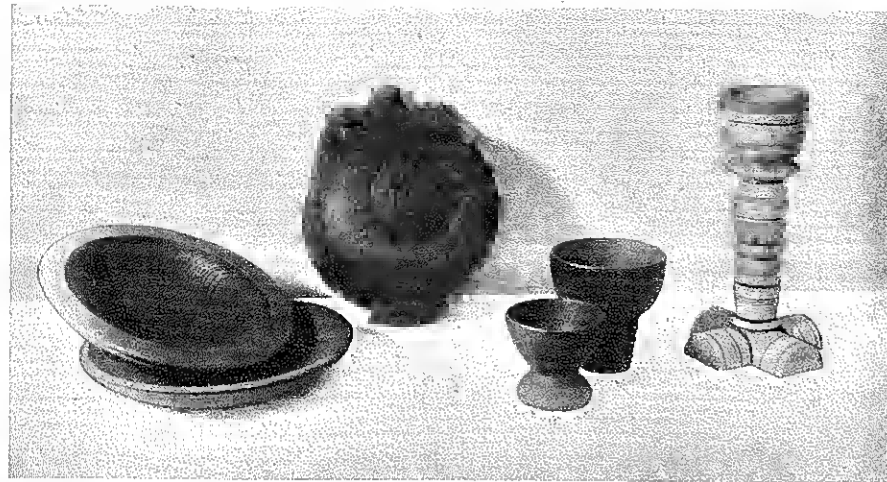


Abbildung 1. Verschiedenes Holzgerät – Schüssel, Feldflasche, Becher, Leuchter – aus dem alemannischen Sängergab von Oberflacht, Württemberg. 6./7. Jahrhundert (Nachbildungen). Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin. Aufn. Museum.

sie diese Vorbilder im Geschmack der Gründerzeit wählten und sammelten, das heißt sie bevorzugten ganz eindeutig den prächtigsten und verziertesten Hausrat und nahmen die einfach reine Form, der das 20. Jahrhundert wieder huldigt, kaum in ihre Bestände auf. So konnte es kommen, daß die alltägliche Volkskultur (mit Ausnahme des Arbeitsgebietes der Volkskunde, des bäuerlichen Branchengutes) vernachlässigt blieb. Mit anderen Worten, man konnte sich und kann sich noch heute den häuslichen Besitz der breiten Volksschichten, die immer 95 vom Hundert des Volksganges ausmachen, in Mittelalter und Neuzeit noch immer nicht vorstellen. Nun, der häusliche Besitz der Volksgesamtheit war immer so, wie wir ihn heute wieder erstreben: einfach und schlicht, formschön und werkgerecht, und der übliche Besitz der Kunstgewerbemuseen kennzeichnet lediglich die Lebenshaltung einer ganz kleinen fürstlichen, geistlichen und bürgerlichen Oberschicht, die den Kulturhistoriker nicht so ausschließlich beschäftigten sollte, zum mindesten nicht in unseren Tagen. Da wir aufgehört haben, Fürstengeschichte allein zu betreiben, dürfen wir auch aufhören, die Fürstenskultur so bevorzugt zu studieren. Da nun die Vor- und Frühgeschichtsforschung anders verfuhr und nicht auswählte, sondern alles Gefundene tatsächengemäß darbot und in den Kreis ihrer Untersuchung zog, überwiegt hier das Formgut, das dem Gebrauch des ganzen Volkes diente, und so stellt sich die Vor- und Frühzeit vergleichsweise ärmlich dar. Kein Wunder, daß es vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts aus gesehen so erschien, als habe unser Volk in den Jahrhunderten, die vor der Interessensphäre der damaligen Kunstgeschichte lagen, also vor dem 13. Jahrhundert etwa, descheiden, ärmlich und kulturlos, wie man es vom damaligen Standpunkt auffaßte, dahingelebt. Diese Denkfehler mußten zwangsläufig entstehen, weil man incommensurable Größen, weil man nicht zu Vergleichendes verglich. Man verglich nämlich (und tut das vielfach noch heute) Fürstenskultur und Machtkunst des Altertums, also Griechenlands, Roms und Kleinasiens mit dem bäuerlich-volksümlichen Formbesitz Germaniens. Man verglich den Besitz einer jeweils kleinen mittelmehrlichen Oberschicht – überspitzt gesagt den Nachlaß des Tiberius oder eines römischen Senators, mit dem der breiten germanischen Volksmassen, also mit dem der Bauern

und Krieger. Es ist noch nie gefragt worden, wie der römische oder griechische Bauer und Soldat hausten und welcher Geräte sie sich bedienten. Würde hier Gleiches mit Gleichem verglichen, so würde sich vermutlich die Waagschale zugunsten germanischer Kultur zu senken beginnen. (Man bedenke nur, was es heißen will, daß die germanischen Völker den Ritsch in keiner Form gekannt haben, den Ritsch, der während des Altertums in den Mittelmeergebieten geradezu wuchert, ein Thema, dessen eingehende Untersuchung sehr lohnend wäre.) Man kam noch nie dazu, nach der Lebenshaltung des einfachen Menschen im Altertum zu fragen, begnügt man doch kaum erst zu fragen, wie denn das deutsche Volk während der soviel untersuchten Stilperioden der deutschen Kunstgeschichte gelebt, und was es in seinem täglichen Dasein benützt hat.

Im einseitigen Auswahlprinzip liegt ein wesentlicher Grund für den großen Abstand, der scheinbar zwischen der Kultur unserer Vorzeit und den Völkern des Altertums einerseits und den kunsthistorisch durchforschten Jahrhunderten der Stilperioden andererseits besteht. Kulturhistorisch betrachtet ist die Vergangenheit ein beschämend unbekanntes Gebiet, sofern man sich die häusliche Kultur der Volksgesamtheit vorzustellen sucht.

Man kann nicht umhin, den Mangel an Objektivität zu beklagen, der in der kunstgewerblichen Forschung und der Sammeltätigkeit des 19. Jahrhunderts in Erscheinung tritt. Beide waren

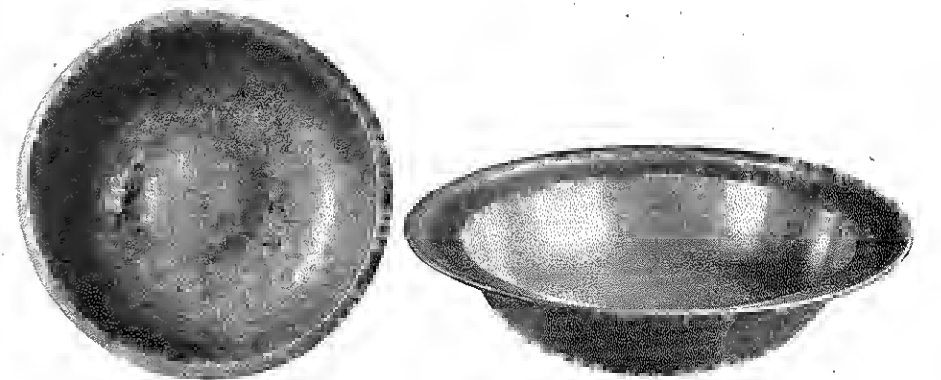


Abbildung 2 (links). Bronzeschüssel, sog. Hantelschüssel. 12.–14. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Museum für Kunsthandwerk. Aufn. Degel. – Abbildung 3 (rechts). Zinnschüssel. Anf. 19. Jahrhundert. Sammlung Degel. Aufn. Degel.

so zeitgebunden wie denkbar und es erscheint unverständlich, daß die Verzauberung noch ungelöst geblieben ist, und daß der Mensch des 20. Jahrhunderts, der Klarheit, Zweckmäßigkeit und die Schönheit reiner Formen in seiner Umgebung erstrebt, gewissermaßen zu seinem eigenen Großvater wird, wenn er ein Kunstgewerbemuseum betritt und gläubig den dort angehäuften historischen Prunk und sagen wir es offen – auch Ritsch – für historische Wahrheit nimmt. Das heißt, daß er sich die Lebenshaltung der Vergangenheit so vorstellt, wie sie dort

erscheint. Als unausbleibliche Reaktion stellt sich dann ganz unwillkürlich die bekannte mit-
leidige Verachtung der germanischen und frühmittelalterlichen Kultur ein. Würde man als
Mensch des 20. Jahrhunderts und nicht als heimlicher Zeitgenosse des 19. (übrigens eine sehr
verbreitete Krankheit, siehe Film!) die Vergangenheit betrachten, so würden viele überkommene
Wertvorstellungen sich ändern; nicht zuletzt die Beurteilung der Vor- und Frühzeit.
Klarheit, Schönheit und Reinheit der Form sollten billigerweise nicht nur dann bewundert
werden, wenn sie vom 20. Jahrhundert geschaffen scheinen. Bestimmt ist es eine hohe Leistung,
eine vollendete Form zu schaffen, doch, so scheint es mir, ist diese Leistung um so höher zu
achten, je früher sie auftritt, und es ist wirklich an der Zeit, den historischen gegenständlichen
Nachlaß der Frühzeit nicht nur wissenschaftlich zu erforschen, sondern auch ästhetisch zu werten.
Nun ist das allerdings nicht immer so ganz leicht, weil das vor allem erhaltene Tongerät in
seiner Oberflächenwirkung gelitten hat, und in seiner rauen Unansehnlichkeit unserem ästheti-
schen Empfinden oft wenig entgegenkommt und die Wertung auch der Form leicht negativ be-
einflußt. Sehr zu Unrecht, denn viele Formen, die sich über Jahrtausende zu halten vermochten
und in verschiedensten Werkstoffen bis auf unsere Tage gekommen sind, sind im rauen Ton
geblieben. Der Respekt vor der geistigen Leistung ihrer Erfindung gebührt jedoch nicht so sehr
dem Handwerker des Mittelalters, der Neuzeit oder gar den Entwerfern der Gegenwart, denn
sie alle sind nur die Wiederholer dessen, was die Vor- oder Frühzeit erschaffen hatte. Es sind
nicht wenige gerade unserer schönsten Dauerformen, die heute als Neuschöpfungen bewundert
werden, während sie uns gerade als Ahnenerbe besonders kostbar sein sollten. (Ich habe in
meinen Büchern „Hausgerät, das nicht veraltet“, Ravensburg 1938, und „Deutsches Hand-
werksgut“, Berlin 1939, den Nachweis der Formkontinuität über lange Zeiträume vielfach
erbracht.)

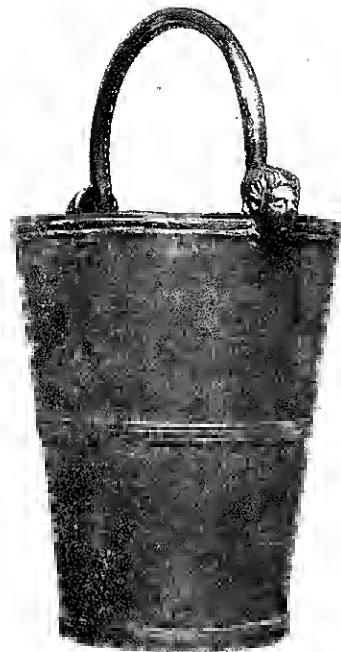
Neben dem Befangensein in den Geschmacksvorstellungen des 19. Jahrhunderts ist ein weite-
rer Umstand einer gerechten Beurteilung der vor- und frühzeitlichen Umweltgestaltung vor
allem hinderlich. Das ist die bekannte Tatsache, daß entscheidend wichtige Werkstoffe, nämlich
Holz, Glas und Textilien sehr vergängliche Werkstoffe sind, die nur gelegentlich unter be-
sonders günstigen Bedingungen erhalten geblieben sind: So das Holz aus der Bronzezeit in
den Baumsärgen Jütlands und aus der Frühzeit vor allem in den alemannischen Grabfunden
von Oberflacht. In beiden Fällen erweist sich, was auch bei hinlänglicher Überlegung logisch
erscheint, daß die besseren Dinge des Haushalts, das gute Geschirre wie man heute sagen
würde, soweit es nicht aus Glas, in der Regel aus Holz gefertigt war, und daß kein Versuch
einer gerechten Beurteilung germanischer Kultur unternommen werden kann, ohne gründ-
lichste Beachtung aller Möglichkeiten, die im Holze liegen.

Nun würdigt man zwar jedes vorhandene Stück in seiner Bedeutung und durchsichtet auch in
allen seinen Möglichkeiten das in den heutigen Holzlandschaften aus früheren Zeiten bewahrte
oder noch übliche Holzgerät, aber es bestehen noch mannigfache Möglichkeiten zur Erweiterung
des Vorstellungsbereiches, wenn man aus Spätformen in anderen Werkstoffen das Aussehen
der ursprünglichen Holzvorbilder zu erschließen trachtet.

Die handwerkliche Überlieferung darf man sich als eine Kette vorstellen, deren Un-
unterbrechlichkeit ihr wesentliches Merkmal darstellt. Es ist also in vielen Fällen
möglich, aus Nachbildern zwingende Rückschlüsse auf das Aussehen der Urbilder zu
ziehen. Da Holz und Ton nun einmal zu den ältesten Werkstoffen gehören und unter diesen
als einzige eine gewollte und deshalb auch wiederholbare Formgebung ermöglichen, sind sie
maßgebend geworden für die Gestaltung von Dauerformen, von sogenannten ewigen Formen.
So sind die Holzgeräte aus dem alemannischen Sängerggrab von Oberflacht (Abb. 1) Stück für
Stück wichtig, weil sie nicht Sonderformen oder einmalige Formen, sondern ein typisches all-
gemein gültiges Formgut darstellen und sicherlich auch Wiederholungen viel älterer Formen
sind. Die Holzschüssel mag als ein Beweis dafür dienen, daß die schönsten und gebräuchlichsten
Porzellanschüsseln der Gegenwart aus dem Holze stammen und daß die reife Schönheit einer
solchen Form in unserer Zeit nicht gesteigert werden konnte. Wiederholungsformen dieser
schön gehöhlten Schüssel mit dem schmalen Fladyrande gibt es aus allen Jahrhunderten, so



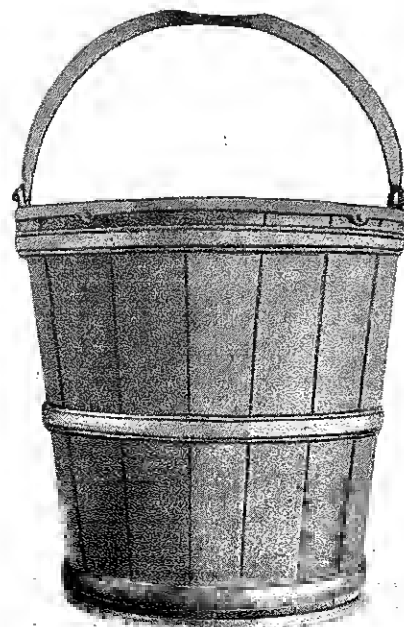
Abbildung 4 (oben). Feldflasche aus Zinn in der Form der gedrehten Holz-
feldflasche. 16./17. Jahrhundert, Karlsruhe. Badisches Landesmuseum. Aufn.
Degel. — Abbildung 5 (unten). Gedrehte Holzbecher aus dem alemannischen
Sängerggrab von Oberflacht. 6./7. Jahrhundert (Nachbildung). Aufn. Degel.



6



7



8

Abbildung 6. Bronzeimer in der Form des höckerförmig hergestellten, mit Eisen gebundenen Holzimers, vgl. Abbildung 8. 13./14. Jahrhundert. Köln, St. Ursula. Aufn. Haus der Rhein. Heimat.

Abbildung 7. Bronzeimer, vgl. Abbildung 6 und 8. 13./14. Jahrhundert. Paderborn, Erzbischöfliches Diözesan-Museum. Aufn. Degel.

Abbildung 8. Kleiner Holzimer mit Bronzebeschlag aus dem Osebergfund. 9. Jahrhundert.

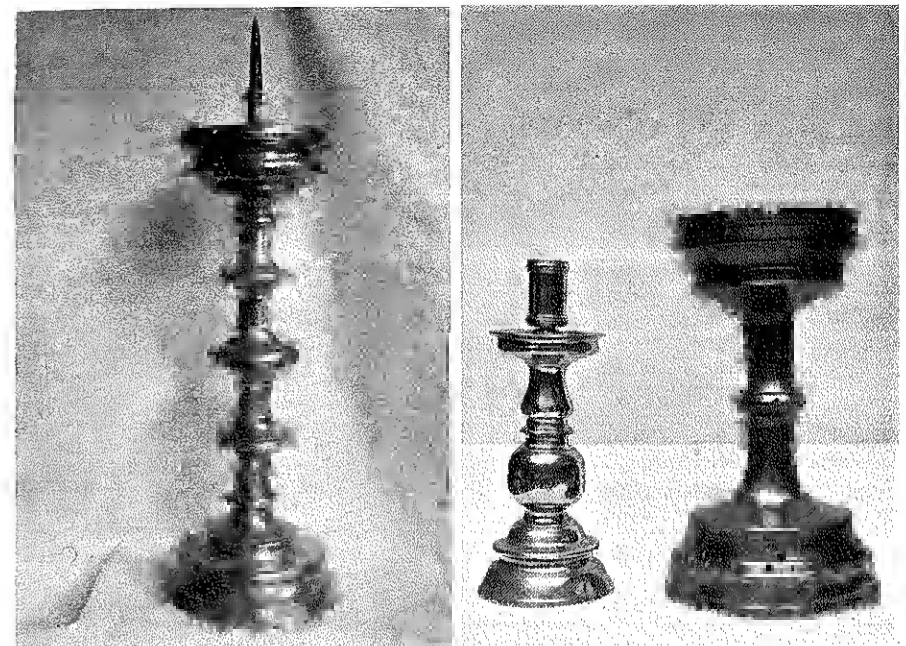


Abbildung 9 (links). Bronzeleuchter in typischer Holzdrechselform. 16. Jahrhundert. Im Kunsthandel, München. Aufn. Degel. — Abbildung 10. Bronzeleuchter (Mitte), 17./18. Jahrhundert — (rechts) 15./16. Jahrhundert. Beide sind charakteristisch für die ursprünglich drechselmäßige Gestaltungswelt. Altona, Museum. Aufn. Degel.

die bronzenen Hanseschüsseln des 11.–15. Jahrhunderts (Abb. 2), Zinnschüsseln vom 15. bis ins 19. hinein (Abb. 3) und schließlich die Porzellanschüsseln unserer Tage, um nur wenige zu nennen.

Auch die scheibenförmige Holzflasche (Abb. 1 Mitte) ist eine sehr alte Form, die, wenn sie auch in der Gegenwart keine Rolle mehr spielt, so doch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein gebräuchlich war. Die Form blieb im Zinn vielfach erhalten, kam auch in Ton nicht selten vor, doch ist die Herkunft dieser Form aus dem Holze absolut eindeutig erkennbar. Selbst wenn die oberflächliche Flasche nicht gefunden worden wäre, könnte man zwingend auf ein Holzvorbild schließen, denn der ganze Formaufbau ist durch das Herstellungsverfahren bedingt, das ein ganz holzmäßiges ist. Eine dicke hölzerne Scheibe wird von der Mitte der einen Seite her ausgehöhlt und dann wird an dieser Stelle ein kreisrundes Verschlussstück eingefügt. Die konzentrischen Ziellinien sind also bei der Holzflasche, ebenso wie die äußere Form durch das Material und den Arbeitsvorgang bedingt. Bei den Zinn- und Tonflaschen gleicher Art (Abb. 4) sind Körperform und der Rhythmus der Ziellinien nur dann verständlich, wenn man sie als Nachbildungen der ursprünglichen Holzflaschen erkennt. Solche Holzflaschen sind durch bildliche Darstellungen vielfach belegt und aus den letzten Jahrhunderten auch vielfach erhalten (Abb. 17 rechts).



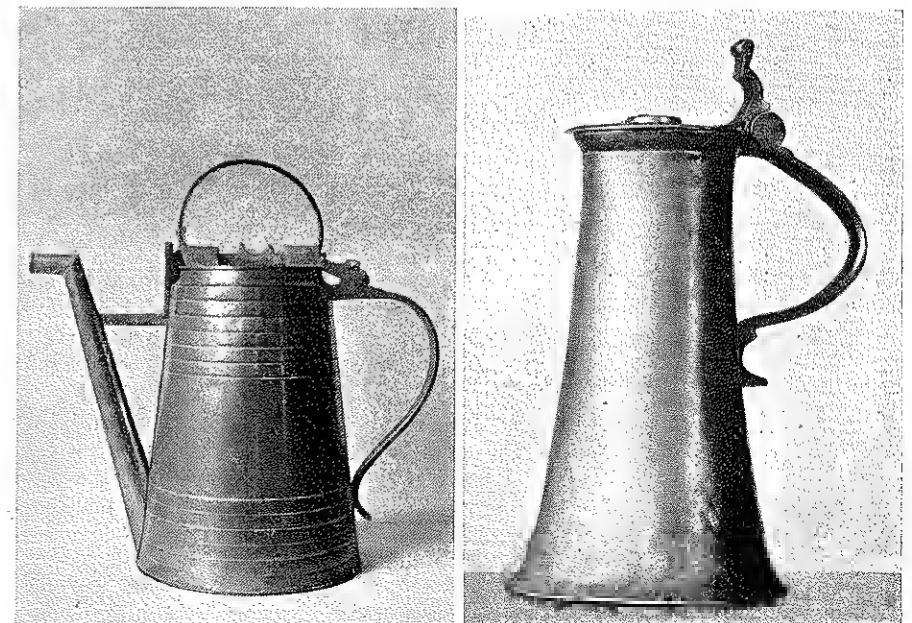
Abbildung 11. Hölzleuchter aus einer Dorfkirche bei München. 18. Jahrhundert. Spätes Beispiel einer für das hohe Mittelalter bezeichnenden Leuchterform. München, Bayer. Nationalmuseum. Aufn. Museum.

Die formvollendeten Holzbecher (Abb. 5) sind nach ihrer ästhetischen und kulturhistorischen Bedeutung noch kaum gewürdigt worden. Sie sind für die Untersuchung deutscher Formen besonders wichtig, weil sie in anderen Werkstoffen häufig nachgebildet wurden. Die Formgebung dieser Becher ist unendlich und neuartig, wenn man die bis dahin bekannten Becherformen einschließlich der antiken betrachtet. Andererseits ist es selbstverständlich, daß Formen, die eindeutig auf dem Werkvorgang des Drechsels beruhen, sich von den landläufigen Bechergruppen, die entweder kummenartig im weitesten Sinne oder konisch oder nach Art der antiken Glashalen gebildet sind, unterscheiden müssen. Entfernte Ähnlichkeiten mit den kleinen Tonfußlampen der Frühzeit und einigen Fußbechern der Lausitzer Kultur sind festzustellen und es ist gar nicht unglaublich, daß diesen verwandte Holzgeräte damals schon vorhanden gewesen sind. Jedenfalls sind alle diese älteren keramischen Vergleichsstücke weit formloser und mangelhafter durchgebildet. Die sehr schönen und reifen Ockerlacker Formen lassen den Schluß zu, daß sie Glieder einer langen Entwicklungsreihe sind, die durch diesen Zufallssund nun endlich erschlossen wird. Sicherlich hat es solche Becher in großer Zahl gegeben. Das Drechslerhandwerk war nun einmal eines der meist geübten germanischen Handwerke und gedrechselte Becher müssen schon, wenn man sich den Werkvorgang vergegenwärtigt, so oder so ähnlich ausgesehen haben.

Wenn auch bisher weitere frühzeitliche Holzbecher nicht zutage gekommen sind, so gibt es doch Tonbecher genug, die deutlich erkennen lassen, daß sie auf Drechslerformen zurückgehen. Ihr reichliches Vorhandensein in den mannigfachen Abarten erlaubt den Schluß, daß auch die gedrechselten Holzvorbilder in Fülle vorhanden waren. Sie haben gegenüber den Tonbechern den Vorzug, ästhetischer und appetitlicher zu sein, und man kann sich diese Holzbecher aus schön ge-



Abbildung 12 (oben). Hölzkannen aus Franken, links aus Schweden. — Abbildung 13 (unten links). Hölzbecher. Anfang 19. Jahrhundert. Vgl. Abbildung 12 links. Gera, Museum, Aufn. Degel. — Abbildung 14 (unten rechts). Hölzbecher, sog. Selke, Südd. Dat. 1576. Vgl. Abb. 12 Mitte. München, Bayer. Nationalmuseum. Aufn. Museum.



masierten Hölzern sehr reizvoll vorstellen. Neben den glatt geformten Beispielen zeigen die Wiederholungsformen in Ton die verschiedenen Verzierungsmöglichkeiten von Holzbechern. Der Vorgang des Drechselns erlaubt ja mannigfache Möglichkeiten der Oberflächenbelegung. Die Wiederholungsformen der Oberflächter gedrechselten Holzbecher und deren Abwandlungen in Glas und Metall sind gleichfalls so zahlreich, daß man damit rechnen darf, daß auch Holzbecher zahlreich und alltäglich waren. Zum Bild kommen der Forschung hier Darstellungen zu Hilfe. Verschiedene Typen des frühen und späten Mittelalters lassen trotz der etwas typisch und allgemein gehaltenen Art solcher Darstellungen kleine eierbecherartige Gebilde erkennen, mit denen nichts anderes gemeint sein kann, als eben solche Holzbecher. Auch literarische Belege, die die Verbreitung von Holzbechern für das frühe Mittelalter bezeugen, sind vorhanden. Allerdings sind sie gewissermaßen negativer Art. Denn es handelt sich in der Regel um kategorische Verbote der Kirche, bei der Messe und überhaupt auf dem Altare Holzbecher und Glasbecher zu benutzen.

Die kulturbringende und kulturtragende Macht und Kraft der Kirche ist viel betont worden und wird noch immer außerordentlich hoch bewertet. Nicht zuletzt, weil sie allein aus dem noch immer so dunklen Zeitraum vom 9. bis zum 13. Jahrhundert neben ihren Großbauten auch einen nebenswerten Nachlaß von Gegenständen bewahrt. Da Grabfunde entfallen, Bodenfunde für diese Jahrhunderte sehr selten sind und fast alles vorhandene Gerät dem Nachlaß der Kirche entstammt, folgerte man, daß Kirche und Klöster die einzigen Kulturträger gewesen seien und man folgerte weiter, daß die Gerätekultur auf deutschem Boden bis zum Nullpunkt herabgesunken sei – und das in den Jahrhunderten höchster kaiserlicher Machtentfaltung! Es haben sich also in den Kirchen neben den Goldschmiedearbeiten aller Art, die uns hier nicht beschäftigen, bronzene Weihwassereimer, Leuchter, Schüsseln und Erztäufen erhalten. All diese Geräte wirken ungemein repräsentativ durch ihre schlichte und edle Formgebung und werden als vollendete Leistungen kirchlichen und klösterlichen Kunstvollens viel bewundert. Eine unvoreingenommene Prüfung dieses Formgutes führt zu überraschenden Resultaten. Die zahlreich erhaltenen, einzig durch Querbänder verzerrten herrlichen Bronzebecher, für die wir hier nur zwei Beispiele geben können (Abb. 6 und 7), beruhen selbstverständlich auf Holzvorbildern, denn weshalb sollte ein Bronzebecher gebunden sein? Vergleicht man solche Bronzebecher mit dem Holzbecher aus dem Osebergfund (Abb. 8), so kann an diesen Zusammenhängen wohl nicht gezweifelt werden. Durch Metallbänder gebundene Holzbecher in mancherlei Abarten gehörten zu den germanischen Volksformen alltäglichster Art. Anfänglich wurden sie natürlich von der Kirche benutzt, bis dann die Verbote von Holzgeräten für den liturgischen Gebrauch und das Bedürfnis nach repräsentativer Ausgestaltung des kirchlichen Gerätes die Übertragung dieser Volksform in den kostbareren Werkstoff bewirkte.

Eine formale Umgestaltung oder Neugeschaltung dieser Kirchengenstände wäre folgerichtig gewesen, aber die hinsichtlich der Formerfindung sonderbar sterile und unschöpferische Kirche behielt die schlichte Volksform einfach bei. Ein für uns sehr glücklicher Umstand, denn es ist somit möglich, aus den vielen vorhandenen Bronzebechern auf das Aussehen verschiedener Typen von verlorenen Holzbechern zu schließen. Die Schüsseln gehen ohnedies auf Holzformen zurück, aber auch die monumentalen Erztäufen, die repräsentativsten Einrichtungsgegenstände der Kirchen, die gleich Denkmälern beherrschend dastehen, sind letzten Endes nur Wiederholungen von Holzbütten, die auf Träger oder Füße gestellt sind. Die Originale, die hölzernen Wasch- und Badebütten sind durch Miniaturen vielfach zu belegen.

Ebenso sind die wunderbaren Bronzeleuchter des Mittelalters und späterer Jahrhunderte formal-geistig von den entsprechenden Holzvorbildern abhängig (Abb. 9 und 10). Hohe gedrechselte Holzleuchter sind gewiß nicht erst für die Kirche erfunden und geschaffen worden, denn die Kirche gestaltete ihr Gerät nicht neu, sondern nahm das Vorhandene und das Alltägliche in ihren Gebrauch. So bedeutet es eine beglückende Erweiterung des Vorstellungsbereiches vom germanischen und frühdeutschen Hausrat, wenn wir uns die hohen und niedrigen gedrechselten Leuchter, die in hundertfältigen Bronzewiederholungen vorhanden sind, als alltäglichen Hausrat zu denken wagen. Vereinzelt ist übrigens der transportable, etwa meterhohe gedrechselte Holz-



Abbildung 15 (oben). Noebb. Zinnkännchen, sog. Kührchen. Das Holzvorbild siehe Abbildung 12 rechts. Anfang 18. Jahrhundert. Ostfries. Museum für Vorpommern und Rügen. Aufn. Degel. – Abbildung 16 (unten). Zinnkännchen in Kührchenform der Marienbruderschaft in Münster. Dat. 1673 und 1674. Münster i. W. Westfälisches Landesmuseum. Aufn. Degel.



Abbildung 17 (oben). Links zylindrische Holzflasche, 18. Jahrhundert. Vgl. dazu die Zinnflasche Abbildung 18 aus Steinhilbergen, Baron Bruckenthal'sches Museum, Hermannstadt. Rechts scheibenförmige Holzfeldflasche aus dem deutschen Stedtingebiet Gottschee in Kroatien, 18. Jahrhundert. Privatbesitz Berlin. Aufn. Degel. — Abbildung 18 (rechts nebenstehend). Zinnschraubflasche, 18. Jahrhundert. Sammlung Degel. Aufn. Degel.

leuchter in der Art, wie ihn die langobardische Sigwaltplatte in Cividale zeigt, noch bis ins 19. Jahrhundert hinein in Bauernhöfen erhalten geblieben, so z. B. im Ostensfelder Bauernhause in Hufum.

Der Leuchter von Oberslacht stellt das bisher älteste erhaltene Holzbeispiel dar. (Abb. 1 rechts). Der Zufall war nicht so freundlich, daß er uns wie im Falle der Becher und Schüsseln auch hier ein formenschnödes Beispiel hinterlassen hätte. Aber das Vorhandensein dieses Gegenstandes ist Beweis genug für die Richtigkeit der hier geäußerten Theorie. Die Gliederung eines senkrechten stabähnlichen Gebildes durch Schwellungen und Einziehungen oder scharfe gratartige Vorsprünge kann auf nichts anderem beruhen als auf dem Verfloorgang des Drehselns (Abb. 9). (Leuchterbildungen, die auf dem Vorgang des Schmiedens beruhen, die durch Spaltung und Biegung von Metallstäben entstehen, haben einen ganz anderen Formcharakter.) Das fast starre Festhalten der Metallgießer an den Formprinzipien des Drehselns wurde begünstigt einmal durch den ewig sich gleichbleibenden Reiz einer solchen aufteilenden Gliederung, zum andern durch den verwandten Arbeitsvorgang, denn die Weiterbehandlung des gegossenen Metallstückes erfolgt ja ebenfalls an der Drehbank.

Obwohl es also für Metall andere Möglichkeiten der Formung gegeben hätte und auch gab, hielt man doch auf deutschem Boden überwiegend an der im Holz entstandenen Drehselnsform



fest. Durch solche Erscheinungen wird immer wieder bewiesen, wie stark der Formwille eines Stammes oder einer Landschaft raffisch gebunden und deshalb so weitgehend unveränderlich ist. Es ist keinesfalls der Trieb zur Nachahmung allein, der es bedingt, daß all die vielen Formen, die sich im Laufe langer Zeiträume in den Urwerkstoffen Holz und Ton herausgebildet hatten, so häufig fast unverändert in andere neue Werkstoffe übergingen, obwohl diese nach ihrer Struktur ganz andere Formmöglichkeiten bieten würden. Der Formwille ist eine geheimnisvolle, blutgebundene Macht, die ein Volk dazu treibt, Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch immer wieder die gleichen Formgestaltungen zu bevorzugen und nur unmerkliche Veränderungen daran zu gestatten. Allerdings sind diese Erscheinungen nur da zu beobachten, wo eine geschlossene Lebensgemeinschaft besteht. Die gesunden Instinkte des Großstädtlers sind wie auf vielen anderen Gebieten so auch auf diesem längst verschüttet. Die Mode ersetzt ihm den Formwillen.

Viele Metallgeräte späterer Jahrhunderte haben eindeutig den ursprünglichen Holzcharakter bewahrt. Die Strichzeichnung (Abb. 12) gibt drei typische alte Holzgeräte wieder, von denen das linke und mittlere aus Mitteldeutschland, das rechte aus Schweden stammt. Die Metallkanne aus Gera (Abb. 13) hat eindeutig den ursprünglichen Holzcharakter bewahrt. Die Schmucklinien geben die Bindestreifen wieder, die Form ist eine holzmäßige und der Deckel-

verschluß mit dem Niegelsystem ist der gleiche, übrigens eine thüringisch-sächsische Spezialität. Es ist fast lächerlich, wie genau diese Zinnkanne ihr Holzvorbild kopiert. Die süddeutsche Stütze hingegen (Abb. 14) ist eine freie Überetzung der Holzbüsche in den neuen Werkstoff. Die Stütze, eine der häufigsten Zinnformen Süddeutschlands, ist ins Metall wirklich überetzt und ist frei von slavisch kopierenden Zügen, aber dennoch – das Holzvorbild gab ihr die Gestalt.

Das sogenannte Köhrgesäß, eine der gebräuchlichsten Zinnformen Norddeutschlands (Abb. 15 und 16) und Niedersachsens, ließ mich zunächst nicht an ein Holzvorbild denken. Aber eines Tages stieß ich doch auf das im Ostseeraume behelmte Holzbeispiel, und man kann nur feststellen, daß die Übernahme wieder einmal eine fast „wörtliche“ ist.

Es gibt noch eine große Zahl von Beispielen, die verblüffende Zusammenhänge zwischen Zinn- und Holzformen aufdecken, so die Holzflasche aus Siebenbürgen (Abb. 17 links) und die Zinnflasche (Abb. 18).

Die Tatsache dieser Ähnlichkeiten ist nicht nur im einzelnen wichtig, sondern grundsätzlich von Bedeutung, weil sie deutlich zeigt, in wie weitem Umfang die späteren Metallformen von älteren Holzformen abhängig sind und damit beweist, wie zahlreich und verbreitet gebrecheltes und geböckertes Holzgerät in früheren Zeiten gewesen sein muß. Selbstverständlich mußte und muß eine Kultur unterschätzt werden, wenn der wichtigste unter den Werkstoffen, die ihr zur Verfügung standen, und mit ihm das entsprechende Formgut der Vernichtung anheimfielen. Man wird ihr in Zukunft besser gerecht werden können, wenn zu der Untersuchung der späteren Holzgeräte auch die Durchforschung der Metallgeräte des Mittelalters und der Neuzeit tritt, soweit diese vom Holze abhängig sind oder sein können.

*

Aber nichts ist verloren und verschwunden,
was die geheimnisvoll wartenden Stunden
in den dunkel schaffenden Schoß ausnahmen. —
Die Zeit ist eine blühende Flur,
ein großes Lebendiges ist die Natur,
und alles ist Frucht, und alles ist Samen.

Schiller

Die Zundgrube

Die „Brille“ als Sinnbild. Zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung wähle ich die „Brille“ am Spruchband eines Backhauses vom Jahre 1773 in Niederstenhammer, Kr. Olpe in Westfalen (Abb. 1). Dieses Backhaus gehört zum Hause Nr. 2 von 1768. Meine Untersuchungen im Kreise Olpe zeigten, daß es sehr wichtig ist, Hausinschriften und Sinnbilder im Zusammenhange zu betrachten. Der Befund ergab, daß vielfach Sinnbilder mit Inschriften verknüpft sind. Sie erscheinen besonders am Anfang, in der Mitte und am Ende der Spruchbänder. Nach den vorliegenden Untersuchungen über Hausinschriften entstammen diese zum Teil dem 15. bis 17. Jahrhundert. Sie enthalten in der überwiegenden Zahl den Wunsch nach Segen und Glück für das Haus und die Bewohner. Ich möchte hier auf eine Parallele hinweisen, die ich an einer anderen Stelle weiter auszuführen gedenke. Die Münzfunde des ersten Jahrtausends n. Zm. bieten vielfach Weihe- und Widmungsinschriften. Mit diesen Inschriften sind ebenfalls Sinnbilder runischer Form und solche runischer, d. h. schriftsprachlicher Form verbunden. Hierzu bieten die Hausinschriften mit ihren Sinnbildern manche aufschlußreichen Vergleichspunkte.

Die Inschrift an unserem Backhaus lautet: „ICH BIN DEM BAUREN EIN FEIND UND AUCH EIN FREUND. . NICHT GEBRAUCHT SO SAHES AUCH SCHLECHTER AUS.“ Der Balken ist über der Tür beschädigt; es sind etwa zwei Worte zu ergänzen. Danach möchte ich die Inschrift so lesen: „Ich bin dem Bauren ein Feind und auch ein Freund wurde ich nicht gebraucht so sah es auch schlechter aus.“ Die Form „Bauren“ erklärt sich aus der Mundart; die Einzahl „bur“ ergab in der Mehrzahl „duren“, hochdeutsch Bauren. Wir werden als Schreiber dieser Inschrift einen einheimischen Zimmermeister annehmen dürfen. Versuchen wir, zunächst die Inschrift zu deuten. Auf wen bezieht sich das „Ich“ der Inschrift? Daß der Balken ursprünglich zu diesem Backhaus ge-

hört, steht außer Frage. Beziehen wir die Inschrift auf das ganze Backhaus, so paßt dazu schlecht das „Feind“. Nehmen wir an, daß sich der Spruch auf das brennende Feuer im Backhaus beziehen soll, so würde sich ein brauchbarer Sinn ergeben. Diese Erwägung wäre nicht von der Hand zu weisen, wenn wir im Backhaus ein Feuerhaus, das Koch- und Backhaus, vor uns hätten. Das ist aber nicht der Fall. Es enthält einen gemauerten Backofen und einiges Handwerk zum Zimmern, aber kein Schmiedefeuer.

Ich möchte die Inschrift auf das Sinnbild am Anfang des Spruchbandes beziehen, auf die „Brille“. In diesem Sinnbild sehe ich das Ende einer Entwicklungskette, die sich bis in vorgeschichtliche Zeiten zurückverfolgen läßt. Die Brille stellt als Teil für ein Ganzes einen Kopf dar. Das Wichtigste in einem Gesicht sind die Augen. Diese können nicht einfacher wiedergegeben werden als durch zwei miteinander verbundene Kreise. Die Augen sind das Licht im menschlichen Gesicht, sie werden zu einem besonderen Kennzeichen des Wächters. Diese Entwicklung läßt sich eindeutig bestimmen.

Wir kennen aus der Jungsteinzeit Gesichtsdarstellungen, die nur aus den Augen bestehen. Sophus Müller (1) weist auf Tongefäße aus Jütland, Seeland, Schonen und den angrenzenden Inseln hin, auf denen durch konzentrische Kreise die Augenpaare dargestellt werden. Meist sind sie durch die Strichelung der Brauen als bogenförmige Wülste miteinander verbunden. Nase, Mund oder andere Gesichtsteile werden nicht dargestellt. Auf der iberischen Halbinsel finden sich nach Hoernes (2) in der Bronzezeit Idole mit Gesichtsandeutungen, die nur aus den Augen bestehen. Meist werden die Augen durch Kreise mit Mittelpunkt dargestellt, die Brauen werden durch Strichelung angedeutet (3). Seite 214 verweist Hoernes auf Déchelette, Manuel I, Kap. X; L'Anthrop. XXIII, 1912, 29 ff., der ausführt, daß das häufige Vorkommen solcher Darstellungen an Gräberstätten es nahe lege, in ihnen eine primitive Todesgotttheit zu sehen, deren Kult manchmal mit dem des Beiles verknüpft war. An zahlreichen Menhiren aus Frankreich, an Dolmen aus der Bretagne finden wir ebenfalls Gesichtsdarstellungen,

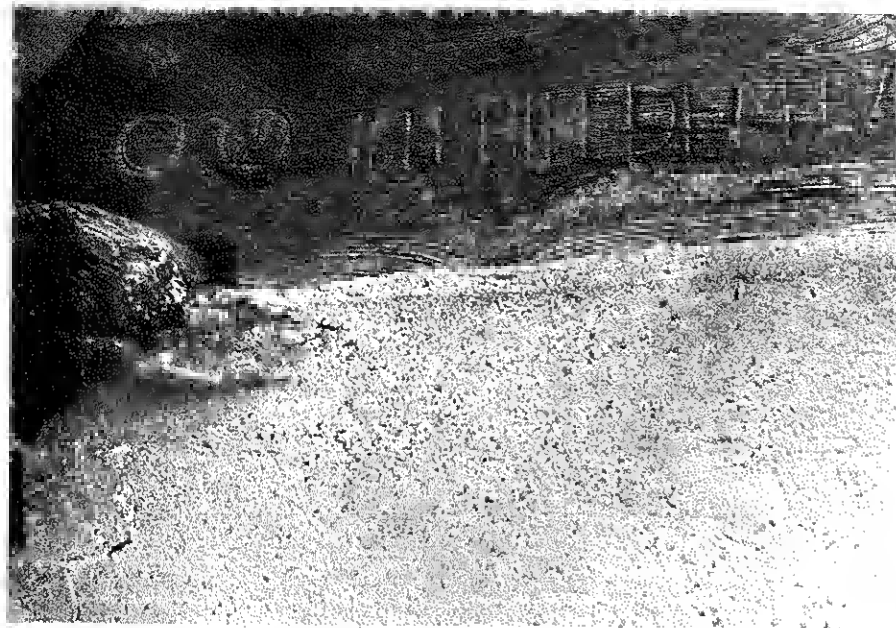


Abbildung 1. Aufnahme Ahnenerbe (Dr. Schuler).

die sich fast ganz auf die Augen beschränken. Diese werden dargestellt durch einfache Kreise, Kreise mit Mittelpunkt oder konzentrische Kreise. Herbert Kühn (4) bringt Abbildungen von Gesichtsurnen, auf denen durch Wiedergabe von Augen und Nase ein Kopf dargestellt wird. Die Augen werden durch einfache oder konzentrische Kreise angedeutet. Ich verweise besonders auf Tafel VIII, Gesichtsurne von Elufom, Kr. Wlitz, Posen, aus der Zeit von 750–400 v. Jw. (Berlin, Mus. f. Vor- und Frühgesch., Inv. Nr. I 5123 a–b). Aus diesen Belegen geht hervor, daß die Wiedergabe einer menschlichen Figur in vorgeschichtlicher Zeit allein durch die Darstellung ihrer Augen oder ihrer Augen und ihrer Nase erfolgen konnte. Dabei ist es für uns zunächst unwesentlich, ob wir es bei diesen Darstellungen mit Menschen oder mit menschlich gedachten Göttern bzw. Geistern zu tun haben. Daß wir die „Brille“ an unseren Häusern der Gegenwart als Augendarstellungen bzw. deren Ersatz durch die Brille deuten dürfen, dafür bieten die „Neidköpfe“ weitere Beweise. An den Bauernhäusern finden wir häufig

an den Enden der Gießbalken, an dem Balken über dem Einfahrtstor der niedersächsischen Bauernhäuser, an Eckpfosten und im Giebel Männerköpfe dargestellt, die sogenannten Neidköpfe, die zur Abwehr böser Geister und als Wächter dienen sollen. Ihre Deutung in diesem Sinne wird durch die Neidinschriften hergestellt. Das Vorkommen von Neidköpfen und Neidinschriften läßt sich in drei Entwicklungsstufen festlegen: 1. Neidköpfe erscheinen allein, 2. mit den Neidinschriften verbunden, 3. die Neidinschriften erscheinen allein. Hier ist uns ein Vorgang von größter Bedeutung faßbar: Ein älteres Sinnbild, der Neidkopf, wird durch eine Hausinschrift, durch Buchstaben und Vortexten ersetzt und abgelöst. Die Neidköpfe verlieren ihre Selbständigkeit und wachsen in die Architektur hinein oder sie verschwinden ganz. Robert Mielfe (5) weist darauf hin, daß an Feldsteinkirchen des nördlichen Schleswig aus dem 12. und 13. Jhd. schon solche Köpfe erscheinen. In den späteren Jahrhunderten sind sie zahlreich nachzuweisen. Die Verbindung von Neidkopf und Inschrift



Abbildung 2. Aufnahme Ahnenerbe (Belgel).

finden wir an einem Hause in Groningen aus dem 17. Jhd. Dort steht unter einem bärtigen Männerkopf: „Ich lebe noch int“ (6), d. h. „ich sehe noch dahin“; es ist eine doppelte Betenerung der Wachsamkeit. In Ost- und Westfriesland heißen durch Neidinschriften gekennzeichnete Häuser geradezu „Hatershuser“, also Haß- oder Neidhäuser. Als Beispiele solcher Inschriften führe ich nach Mielfe (7) an: Oudersum, Haus aus dem Jahre 1567: „Dy nider laet din Nidet sin. Wat Godt mi gont dat is min. Als Godt beghaget so is beter benidt as beclaget.“ In Groningen lautet eine Inschrift von 1633: „DIE MY BENIDEN ENDE NIEDT ENGEVEN SE MOETEN MY LIDEN EN LATEN MY LEVEN! ALST GODT BEHAGET BETER BENIT ALS BECLAGET!“ (8) Als Parallelen hierzu nenne ich zwei Inschriften aus dem Kreise Olpe, aus dem Gebiet, von dem wir ausgingen: Selbecke, Nr. 27 von 1795: ALLE DIE MIR NIGDS GONNEN UND AUCH NIGHTS GEBEN MÜSSEN DOCH LEIDEN DAS ICH LEBE WEN ICH HABE GOTTES SEGGEN IST

MIR AN IHRER MISGUNST NIGHTS GELEGEN.“ Darmstedt, Nr. 21 von 1755: „FÜR MISGUNST ZANG UND HADER FÜR DOCTORES FELLSGHIERER UND BADER VOR ADVOCATEN UND BETTEL BRODT BEHUTE UNS DER LIEBE GOTT. WER BAUET AN WEG UND STRASSEN DER MUS DIE WEISEN UND NARREN IUDIGIREN LASSEN.“ Hieraus geht hervor, daß Häuser der gleichen Art wie diejenigen, an denen wir die „Brille“ als Sinnbild nachweisen können, „Neidköpfe“ zeigen, die durch die „Neidinschriften“ als Wächter und Abel abwehrende Gestalten gedeutet werden dürfen. Abb. 2 aus Osterwieck, Rosmarinstr. 7/8 (9) zeigt einen bärtigen Männerkopf und dazu auf derselben Höhe eine Brille. Statt weiterer Abbildungen verweise ich auf das Bildarchiv der „Abteilung für Schrift- und Sinnbildkunde im Ahnenerbe“ in Horn, Lippe. Danach finden wir in Taubertshausheim eine Niesenbrille auf der Nase eines bärtigen Männerkopfes, in Lauenburg finden wir bei zwei nebeneinander liegenden Gießbalken

an dem einen einen Kopf, an dem anderen eine Brille. Besonders häufig erscheint die Brille neben oder unter einem Kopf oder einer Gestalt über dem Einfahrtstor des Niederfachsenhauses. Ich verweise ganz besonders auf zwei Bilder von Langewiesche (10), Bild 103, Oderdeck, Kr. Herford, Scheidemann, Nr. 23 und Bild 105, Steinkade, Kr. Herford, Fischer, Nr. 17. Auf dem ersten Bilde erscheint die Brille unter einer Gestalt über dem Tor, auf dem anderen erscheint in der Türbogenmitte eine Brille, bei der durch zwei Punkte in der Mitte der Kreise die Augen deutlicher gemacht werden. Gerade die Stelle über dem Tor, an der die „Brille“ hier angebracht ist, ist für einen „Wächter“ der denkbar beste Ort. Weigel (11), bringt einen wertvollen Hinweis mit einer Abbildung von den sog. „Brillentalern“ aus dem Harz. Weigel deutet hier die „Brille“ in Anlehnung an Wirth als eine Erscheinungsform des Dämonischen. Schon rein formal liegt diese Anknüpfung nahe; sie wird durch andere Entwicklungsreihen gestützt. Von dem oben angegebenen Material gesehen, erscheint mir für unsere Beispiele die „Brille“ näherliegend. Entscheidungen werden nur von Fall zu Fall gefällt werden können. Vor jeder Schematisierung muß in der Sinnbildkunde gewarnt werden. Sinnbilder sind lebende Gestalten und wollen als solche gedeutet werden. Auf dem abgebildeten Taler vom Jahre 1587 sehen wir ein Pferd, den „wilden Mann“ mit einem Baum in der rechten Hand; in der linken Hand hält er ein Licht, darunter befinden sich übereinander Totenkopf, Stundenglas und Brille. Wir finden hier die Brille in Verbindung mit der bedeutsamen Gestalt des „wilden Mannes“, der hier durch seine Insignien (Baum, Licht, Totenkopf und Stundenglas) als Herr über Leben und Tod gekennzeichnet wird. Die Brille mag dazu gehören als Zeichen des Wächters wie des Richters.

Wir vergegenwärtigen uns, daß die Brille als Mittel zur optischen Korrektur der Augen zuerst am Ende des 13. Jhd. erwähnt wird; 1482 werden aus Nürnberg Brillenschleifer genannt. In diesen Zeiten wurde die Brille vor die Augen gehalten, erst vom 17. Jhd. an wird sie vor den Augen getragen. Diese Betrachtung ist für die Formgeschichte unseres Sinnbildes „Brille“ von Bedeutung. Wir

können das in den Abbildungen gezeigte Sinnbild einmal als lineare Form aus den Augendarstellungen der vorgeschichtlichen Zeit ableiten. Nach Erfindung der Brille wird durch ihre Form die Darstellung der Augen stark beeinflusst worden sein. So haben wir gesehen, wie die Brille als Verstärkung der Augen zu den Neidköpfen tritt. Sie unterstreicht den Charakter dieser Köpfe und gestaltet als Wächter, Beobachter und Beschützer. Ebenso konnte in Anknüpfung an den älteren Brauch der Augendarstellungen jetzt erneut die Brille allein als Teil für ein Ganzes die Bedeutung der Köpfe und Gestalten übernehmen; die Brille wurde zum Sinnbild. Kehren wir von hier aus zu unserem Ausgangspunkt, der Brille am Bachhaus, Abb. 1, zurück. Es dürfte m. E. als erwiesen gelten, daß wir in diesem Sinnbild eine Gestalt vor uns haben, die nach altem Volksglauben über das Haus und die Geschicke seiner Menschen Macht hatte. Auf diese Vorstellung läßt sich die Inschrift beziehen: „ICH BIN DEM BAUREN EIN FEIND UND AUCH EIN FREUND wurde ich NICHT GEBRAUCHT (beachtet) SO SAH ES AUCH SCHLECHTER AUS.“ Aus dieser Inschrift würde sich ergeben, daß bei ihrer Anbringung das Sinnbild „Brille“ noch bewußt angebracht wurde, daß es noch nicht zum reinen Ornament herabgesunken war.

Berner Schulte.

(1) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, I, 162 f., Strassburg 1897. — (2) Modig Hooten, Uebersch. der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr., 3. Aufl. durchgesehen und ergänzt von Oswald Menghin, S. 207 ff., S. 682. Wien 1925. — (3) a. a. D., Abb. S. 213. — (4) Herbert Kühn, Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands, S. 114, Taf. VIII. Berlin 1935. — (5) Robert Riedle, Der Neidkopf, Brandenburgla, Monatsbl. der Ges. f. Heimatk. d. Prov. Brandenburg, VII. Jg., 1898/99, S. 286 ff., S. 293. — (6) a. a. D., S. 292. — (7) a. a. D., S. 287. — (8) a. a. D., S. 288. — (9) Karl Theodor Weigel, Osterwald/Harz, die Stadt der Runen und Sinnbilder, Osterwald 1938, Abb. 15 oben. — (10) Fr. Langewiesche, Sinnbilder Germanischen Glaubens im Mitteldeutschland, Eberswalde 1935, S. 43. — (11) Karl Theodor Weigel, Sinnbilder in Niederfachsen, Hildesheim 1941, S. 15, Abb. 00, Tafel 10 oben.

Zum Handsymbol. Zu den Ausführungen über das Handsymbol in „Germanien“, 1941, S. 226 (vgl. Germanien, 1940, S. 348 ff.), schreibt uns Herr John Greefe, Direktor des Brandschutzmuseums in Kiel: Wir besitzen in

unserem Kieler Brandschutzmuseum, Abteilung Feuerbrauchtum, unter Nr. 301 eine sogenannte „geballte Faust“, wie sie das beigegebene Lichtbild zeigt. Es ist eine sehr getreue Nachbildung nach dem Original im Zielesmuseum in Keltum auf Sylt. Die Hand gehört zwar nicht in den Kreis der von Plass-



Schutzhand von Sylt. Aufn. Brandschutzmuseum Kiel.

mann betrachteten Nadeln und Stäbe, aber auch hier handelt es sich um eine Schutzhand. Zu dem Gegenstand habe ich auf Sylt folgenden ermittelt können: nur eine alte Frau konnte noch einige Angaben machen, darnach hat die „geballte Faust“ ehemals im Inneren des Hauses über der Haupteingangstür gehangen. Sie sollte von dort aus das Haus

und seine Bewohner vor allem Unglück, so besonders auch vor Feuer und Blitzschlag schützen. Eine Umfrage mit Abbildung in der Sylter Zeitung, die ich vor einigen Jahren hielt, hatte kein weiteres Ergebnis. Der Brauch des Handaufhängens ist heute auf Sylt erloschen.

Die kleine Hand ist 8 cm lang und holzgeschnitten. Die Faust ist nicht ganz geschlossen, sie ist durch eine Bohrung ausgehöhlt, wobei die größere Öffnung zwischen Daumen und Zeigefinger liegt. Durch diese Öffnung wurden abwehrende Kräuter in die Hand gesteckt; bevorzugt wurde dabei Weisfuß (*Artemisia vulgaris*). Weisfuß wird auch von Wuttke (92 f., 133, 137) und Freudenthal (S. 297 f.) unter den abwehrenden Johanniskräutern genannt. Erst in Verbindung mit einem Johanniskraut war der „Schuß“ vollständig.

Leiter, Bese, Schornsteinfeger. Auf S. 153 dieser Zeitschrift bespricht E. Buchs, Ansbach, die Leiter als Sinnbild in der Hand des Schornsteinfegers. Ich möchte darauf hinweisen, daß dieser Glücksbringer noch ein zweites Sinnzeichen trägt, nämlich den Bese. Dessen Beziehungen zum Fruchtbarkeitsgedanken und die sich daraus entwickelnde apotropäische Wirkung habe ich in den Mitteilungen der Saarpfälzischen Volkskunde (1940) ausführlich behandelt. Er gehört wie Zwiebel, Lebensbaum und andere wohl zu den ältesten unmittelbar der heimischen Natur (als Hezenbesen) entnommenen Heils- und Sinnzeichen, ist im Grunde ein alter Donarbesen, der in vielerlei Gestalt uns noch heute im Volksbrauch begegnet. Die offenbar spätere Deutung, daß er das Alte, Unfruchtbare und Schädliche wegkehren soll, ließ den ursprünglichen Sinngehalt teilweise vergessen. Er hat sich aber trotzdem tapfer als Glücksbringer bis in die heutige Zeit hinein gehalten, z. B. bei verschiedenen Jahresfesten, bei Hochzeitsbräuten usw. und als er, wie die Leiter, von „Beruf wegen“ zum Schornsteinfeger kam, hat er trotzdem seine alte Kraft noch bewahrt. Ist er sonst im Volksbrauch mit Sabel und Hammer vielfach vereint, so finden wir ihn hier einmal in Gesellschaft der Leiter, die er, wenigstens als Sinnzeichen, an Alter wahrscheinlich weit übertrifft.

Sergg

Aus der Landschaft

Der wilde Mann im Holzbau. Zu den Ausführungen von R. Th. Weigel über „Der wilde Mann im Holzbau“ möchte ich folgendes bemerken: Wer viele geschnitzte Hausecken in Hessen gesehen hat, wird bestätigen können, daß in der überwiegenden Mehrzahl die Ständerkante zu einer gedrehten Säule ausgearbeitet ist, der oben ein Kopf und unten oft die Schlange, Wurmlage u. ä. angefügt ist (Freilars, Bild 1 und 2). Auch da, wo man die Säule nicht vollständig ausgearbeitet hat, hat man die Bindungen wenigstens durch Einkerbungen angedeutet (Freilars, Bild 3). Was die Deutung betrifft, die Weigel dem Sinnbild gibt, so möchte ich bezweifeln, daß dem wilden Mann, ursprünglich wenigstens, die Vorstellung des Wächters zugrunde liegt. Für die Ecke möchte ich es sogar bestimmt ablehnen, und zwar mit folgender Begründung: Wie anfangs bemerkt, ist in der überwiegenden Zahl der Fälle die Kante des Ständers zur gedrehten Säule ausgearbeitet. Diese gedrehte Säule hat ihre Parallele im Siebelzeichen am westfälischen Bauernhaus, jener gedrehten Säule die den Namen „Eck“ führt. Vom „Eck“ konnte ich seinerzeit in Germantien darlegen, daß sowohl die äußere Form der gedrehten Säule, als auch der Name „Eck“ vielleicht auf Bodan zurückgehen. Die gedrehte und gestülpte Säule (Abb. 4) hat ihre Parallele im Caduceus, dem Stab des Hermes Psychopomp; der Name „Eck“ wurde seinerzeit aus geiga lautgeschichtlich einwandfrei abgeleitet. Geigupr ist Odinsname und Windname und stellt sich zu geiga „schwingen, schwenken“ (M. Nitz, Bodan, germ. Schicksalsglaube, S. 72). Daß Odin „Eigner, Herr und Bewirker des obr, Rüttherr, Wüter, Wüterich“ (Nitz, ebda. S. 31) seine Parallele im wilden Mann findet, ist ja sehr nahelegend. Schließlich möchte ich noch auf den Umstand hinweisen, daß die Hausecke in manchen Gegenden, besonders Hessen, keltische Verehrung insofern genießt, als man bei Feuerbrünsten zu ihr betet, daß das Feuer erlösche. Wie käme der Mensch dazu, zur Ecke zu beten,

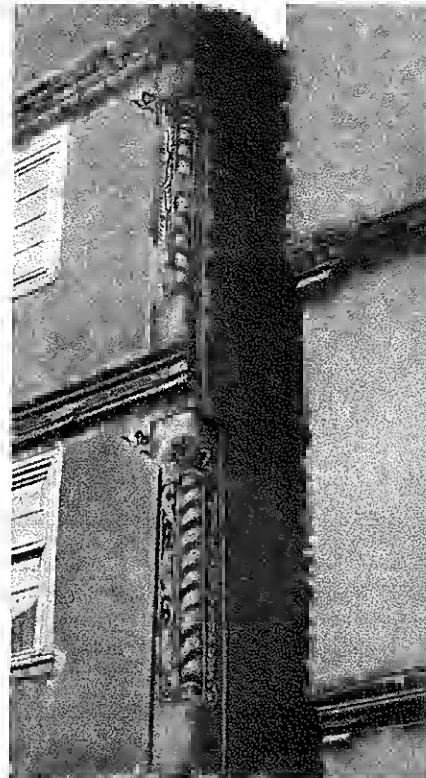


Abb. 1 (oben). Aufnahmen Verfasser. Abb. 4 (unten).

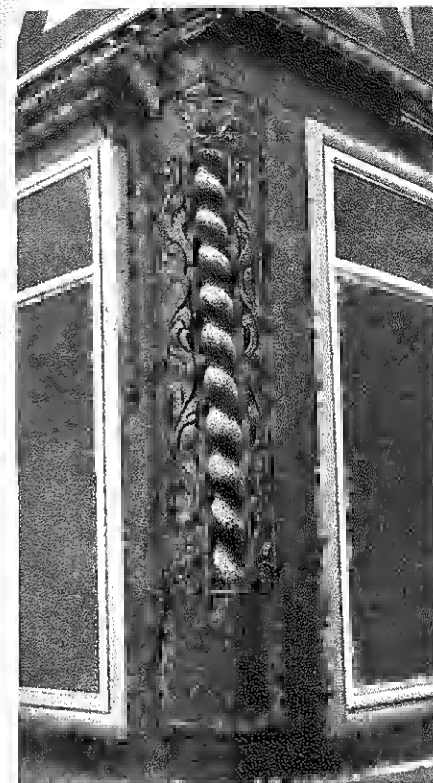


Abbildung 2 (links). — Abbildung 3 (rechts).



zum Wächter? Nein, er verbindet mit dem Eckpfahl die Vorstellung von etwas Göttlichem (vgl. den Pfahl aus dem Ahnengrab). Aus dem Eckpfahl wurde später — christliche Verzauberung — der „wilde Mann“. E. Nitz

Die Bücherwaage

Friedrich Schneider: Die neueren Anschauungen der deutschen Historiker über die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters und die mit ihr verbundene Diplomatie. 4., erneut vermehrte

Auflage, Verlag Böhlau Nachf., Weimar 1940, 156 S. RM. 5.60.

Das Buch von Schneider bietet eine Übersicht über die Beurteilung der deutschen Kaiserpolitik in der deutschen Geschichtsschreibung seit dem bekannten Streit zwischen H. v. Sybel und J. v. Sicker über diese Fragen. Daß ein solcher Überblick zweifellos einem Bedürfnis entspricht, zeigt die Tatsache, daß Schneiders Buch innerhalb von wenigen Jahren bereits vier Auflagen zu verzeichnen hat. In diesem rein referierenden Charakter liegen aber zugleich die Grenzen des Buches beschlossen. Eine anschauliche Vorstellung, wie sich das Geschichtsbild in den letzten 80 Jahren gerade in der Auffassung der deutschen Rom- und Italienpolitik gewandelt hat, erhält der Leser bei der Anordnung des Stoffes nicht. So wird auch nicht deutlich, daß das politische Erleben der letzten Jahre uns für

das Verständnis der mittelalterlichen Kaiserpolitik mit ihrer ordnenden Aufgabe im europäischen Raum ganz neue Gesichtspunkte erschlossen hat. Schon aus diesem Grunde hätten auch die Ausführungen der politisch führenden Persönlichkeiten unserer Tage mitberücksichtigt werden müssen. Daß sie nicht beachtet sind, nimmt um so mehr wunder, als auf der anderen Seite jede neuere Dissertation mit ihren vielfach wenig selbständigen Urteilen verzeichnet ist.

K. Jordan

Kleine Kostbarkeiten. Herausgegeben von J. D. Plassmann. Ahnenerbe-Eisung Verlag, Berlin 1940; geb. RM. 4,80. Herausgeber einer Sammlung zu sein, heißt sich der Verantwortung bewußt werden, die in einer Gemeinschaftsarbeit liegt. J. D. Plassmann hat diese Aufgabe, das mag hier im Vorhinein gesagt werden, erfüllt. „Kleine Kostbarkeiten“ nennt sich diese geschmackvoll ausgestattete Sammlung kulturgeschichtlicher Aufsätze, die in ihrer Gesamtheit einen anschaulichen Begriff von den Werten und Gütern zu übermitteln verstehen, die aus vor- und frühgeschichtlichen Tagen auf unsere deutsche Gegenwart überkommen sind. Viel mühselige Kleinarbeit des Forschers mit dem Spaten in der Hand und mit der Feder am Schreibtisch ist der Entdeckung und Ausbeutung germanischer Funde vorangegangen. Man spürt das deutlich besonders in den Beiträgen von Bohmers über das eiszeitliche Frauenköpfchen aus Unter-Biskernitz, von B. Müller „Die Kapelle von Drüggelte“ und von Siegfried Buchs „Das Bisulfgrab in Eivisdale“. Sie lehren einen die Achtung vor der Arbeit des Forschers und die Freude am schöpferischen Reichtum germanischer Kultur. Sie spricht nicht nur in den Zierscheiben des Thorsberger Moorsundes oder dem Hammerkreuz von Hibbensee oder in den langobardischen Kleinoden aus Italien lebendig zu uns, sondern tun sich auch im Hohenfurter Eiebruch und in der alten Dreißer- musik aus Thüringen als immer grünes Reis am Baume deutschen Volksgutes kund. J. D. Plassmann selber deutet im ersten Abschnitt der Sammlung den Lebensbaum als Wahrzeichen der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“, die, sich dieses verpflichtenden Vorbildes bewußt, den Weg zur Er-

kenntnis germanischer Vergangenheit beschreitet. Die „Kleinen Kostbarkeiten“ sind, wie es im Vorwort heißt, „all denen dargeboten, die sich von dreitausend Jahren Menschenschaft geben und das völkische Lebensgefühl unserer Tage mit dem Bewußtsein des ewigen durchdringen wollen“. Wir Leser aber wollen sie nehmen als eine köstliche Gabe aus dem Schrein der reichen Geschichte unserer Ahnen, mit der uns heute mehr verbindet als bloßes Wissen um ihre Werte. Und darum soll dieses Buch nicht bloß in unseren Schränken stehen, sondern uns eine ständige Quelle der Freude und Anregung bedeuten und das ist unser schönster Dank an die Mitarbeiter dieser Sammlung.

Heinz E. Kroeger.

Max Gottschall: Die deutschen Personennamen. Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1940. RM. 1,62.

Von dem durch seine „Deutsche Namenskunde“ bekannten Verfasser ist in der Sammlung Böschens das vorliegende Bändchen erschienen. Es stellt keinen Auszug aus dem größeren Werk dar, sondern ist mehr vom kulturgeschichtlichen Blickpunkt aus geschrieben. Das Namensverzeichnis am Schluß umfaßt etwa 4600 heutige Familiennamen, bietet also Wissbegierigen weitgehend Auskunft.

Bei aller Knappheit führt das Büchlein den Leser in Fragen ein, die gerade in unseren Tagen der Ahnenforschung für breitere Kreise wesentlich geworden sind. Erstreulich ist dabei die Rückschau auf die germanisch-altdeutsche Namensgebung. Dabei fällt Licht auf manche germanische Namen, die zunächst Erstaunen oder Befremden erregen. So erfährt der Leser, daß der Name Hengist des Sachsenführers, der sich in Britannien festsetzte, ein „Abernname“, d. h. Bei- oder Spitzname ist und Hengst bedeutet hat. Der von Echsefel besungene Memannherzog Gyrof (Krähe) ist uns ebenfalls nur unter seinem Abnamen bekannt, desgleichen der Halbgott Wulfila (Wölfe). Anregend wird für viele sein, daß der durch Dahms „Ein Kampf um Rom“ allgemein bekannt gewordene Totenkönig Totila eigentlich Badwila hieß, aber, ihm bis zu seinem Heldentode der aus seiner Kinderzeit stammende „Zalnamen“ Totila angehangen hat. Für das völkische Selbstbewußtsein der alten

Deutschen kennzeichnend ist, daß sie nach der Bekehrung noch viele Jahrhunderte hindurch treu und zäh an ihrem ererbten Namens- Schatz und Brauch festhielten und sich nicht dazu bewegen ließen, ihren Kindern jüdisch- christliche Namen zu geben.

Das Büchlein handelt weiter von der Entstehung der Familiennamen, von den Taufnamen als Familiennamen, von den Namen, die von Wohnstätte und Herkunft oder von Beruf und Stand abgeleitet worden sind, von den Abnamen, den Humanistennamen, von den Fäulen, wo die Namen völlig entdeutlicht wurden, von slawischen Namen in Deutschland, vom Namenswandel und von der Namensdeutung, von Namenkunde und Familiennamenforschung. So dient es dem Gelfte des Großdeutschen Reiches.

E. Weber.

Handbücher der praktischen Vorgeschichtsforschung. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meinerth. Band 1. Karl Beertsch: **Früchte und Samen.** Ein Bestimmungsbuch zur Pflanzenkunde der vorgeschichtlichen Zeit. Mit 71 Abbildungstafeln. 1941. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart. Preis geheftet RM. 18.-, geb. RM. 19,50.

Unsere Kenntnis über die Nahrung, den Landbau, die Arzneikunde, den Handel und die heimische Industrie des vorgeschichtlichen Menschen können wir nur durch mühsamste Kleinforschung der Funde aus Geländen und Grabungen im Laboratorium erreichen. Es handelt sich dabei um ganz winzige, oft äußerst verkleinerte oder durch lange Lagerung in ihre einzelnen Teile zerfallene Pflanzenreste oder Zellenverbände. Diese erkennen und bestimmen zu können, erforderte bisher zeitraubende vergleichende Studien bei mangelndem größeren Vergleichsmaterial. Besonders den jüngeren Fachgenossen der Paläobotanik oder der Pollenanalyse fehlten bisher Spezialwerke, die in übersichtlicher Weise das immer häufiger werdende anwachsende Material zusammenfassend behandelten. Die Hilfswissenschaften konnten dem Vorgeschichtsforscher auf botanischem Gebiet bei seiner praktischen Arbeit oft nur wenig helfen. Durch die genaue Bestimmung der die ausgegrabenen Kunst- oder Gebrauchsgegenstände begleitenden Pflanzenreste konnte auch schon das Alter dieser geformten Funde näher

angegeben werden. Von größtem Wert bei diesen analytischen Arbeiten ist immer das dazu gehörige Vergleichsmaterial. Die vorliegende, fast alle bisher angetroffenen Pflanzenteile der Früchte und Samen aus den vorgeschichtlichen Vegetationsperioden umfassende Zusammenstellung gibt dem Pflanzenkundler eine wertvolle Unterlage zu seinen Arbeiten und erleichtert ihm dadurch seine Forschungsaufgabe wesentlich. Die zahlreichen Bildtafeln erläutern die mit großem Fleiß ausgearbeiteten Bestimmungsschlüssel in trefflicher Weise. Dieses Handbuch kann nicht nur dem fortgeschrittenen Fachgenossen bestens empfohlen werden, sondern wird auch dem jungen Nachwuchs ein wichtiger Führer und Ansporn zu weiterer Vertiefung in dieser Forschungserichtung sein.

Alle unsere Hinweise und Erwägungen zusammenfassend, dürfen wir uns freuen, endlich einmal ein gutes und brauchbares Bestimmungsbuch zur vorgeschichtlichen Pflanzenkunde zu besitzen.

Ph. v. Huezelburg.

E. Peterfen: Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld. Curt Rabitsch Verlag, Leipzig 1939. 291 Seiten, 186 Abb., Kart. RM. 34.-. Die politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit haben den Ost- raum wieder in den Mittelpunkt der Betrachtungen gestellt. In diesem Zusammenhang hat auch die Forschung nach der germanischen Epoche des Ost- raumes neuen Auftrieb bekommen. Einer der wesentlichsten Beiträge zu diesen Erkenntnissen bildet E. Peterfens umfangreiches und bedeutames Buch „Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld“. Wie der Verfasser in seinem Vorwort betont, beschäftigt er mit dieser Arbeit wissenschaftliches noch unbeackertes Neuland. Die Zeitspanne zwischen dem Beginn der Völkerwanderung und der Stabilisierung des karolingischen Reiches weist für den Ost- raum in der Tat ein historisches Vakuum auf, das E. Peterfen mit seiner sehr umfangreichen und gründlichen Arbeit zu schließen sucht, die als Ergebnis mühevoller und gewissenhafter Kleinforschung zu bewerten ist. Der reich bebilderte Band vermittelt einen lebhaften Eindruck von den Waffen-, Schmuck- und Gerätesunden aus den Bezirken zwischen Elbe, Oder und Weichsel, von der holsteinischen

Ostseeküste bis hinab in die böhmischen Lande. In den einzelnen Abschnitten behandelt E. Petersen übersichtlich und zweckmäßig geordnet die geschlossenen und einzelnen Stämme und ihre zeitliche Stellung, die mair-germanische Kultur Ostpreußens, den awarischen Kultureinschlag im Raum östlich der Elbe, die Frage des Handels vom 6. bis 8. Jahrhundert und noch einige andere wichtige Fragen.

Wie der Verfasser selber zugibt, werden die Erkenntnisse seines Buches sicherlich noch durch künftige Forschungen ergänzt und verbessert werden können. Unbeschadet dessen aber hat E. Petersen einen brauchbaren und wertvollen Beitrag zur Frühgeschichte des deutschen Ostraumes geliefert. Vielleicht nur wegen der allzustarken Anhäufung wissenschaftlichen Materials läßt das Buch die klare Linie und den großen Schwung vermissen, der notwendig ist, um neben aller Einzelrecherche nicht den Blick für die großen Zusammenhänge zu verlieren.

Heinz E. Kroeber.

Richard Eichenauer: *Polyphonie - die ewige Sprache deutscher Seele*. Georg Kallmeyer Verlag, Wolfenbüttel, 1938. M. 3.-.

Der bekannte Goslarer Schulmann, Verfasser eines vielbeachteten Buches über Musik und Rasse, bietet hier auf 77 Seiten einen Vortrag, den er 1936 während der Braunschweiger Reichsmusiktag der Hitlerjugend gehalten hat. Er arbeitet an gut gewählten Beispielen von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts heraus, wie der nordisch-germanische Mensch in einer harmonisch untermauerten Kontrapunkt-Leistung sich musikalisch am wahrsten ausdrückt, während der mittelmeerische Mensch sich in der Bellanto-Monodie bezeichnend „dardietet“ (schon aus dieser Gegensatzformulierung ersieht man, daß er seelenrasenfundlich vor allem auf E. J. Claus gründet). Wenn der Verfasser in der nordisch-polyphonen Musik „gebändigten Ausdruck göttlicher Ordnung“ sieht, so ist mir erst kürzlich angesichts des Hauptportals am Straßburger Münster die Nichtigkeit dieser Prägung, sogar weit über den tonkünstlerischen Bereich hinaus, deutlich bestätigt worden. Nicht so glücklich erscheint mir Eichenauers andere Formulierung. „Dem

Süden ist die Tonkunst fessellos strömender Ausdruck menschlicher Leidenschaft“, da ja auch der nordische Musik „Leidenschaft“ inneohnt. „Aber nicht schlecht legt er ja wohl die Akzente auf „fessellos“ und „gebändig“.

Ohne Eichenauers Schrift zu kennen, habe ich in meiner „Kleinen Geschichte der deutschen Musik“ (Gotta 1938, 332 Seiten) seine These ebenfalls verfolgt, aber unter sehr viel umfassenderer Anwendung des Begriffs Polyphonie (da Eichenauer Verdeutschungen dieses Wortes und seines Widerspiels vermisst, so seien meine Übersetzungen „Vielsträhnigkeit“ und „Einschränktheit“ genannt), indem ich für die letzten 600 Jahre selbständiger deutscher Mehrstimmigkeit drei polyphone Jahrhunderte im Pendelwechsel mit ebensoviel homophonen nachgewiesen zu haben glaube:

1350-1450 erste Homophonie

1450-1550 erste Polyphonie

Zeitalter des Cantus firmus (Spätgotik)

1550-1650 zweite Homophonie

1650-1750 zweite Polyphonie

Zeitalter der Fuge (Barock)

1750-1850 dritte Homophonie

1850-1950 dritte Polyphonie

Zeitalter der Sonate (Romantik)

Jedesmal ist das einschränkende Jahrhundert dasjenige der Zuführung südlichen und westlichen Rohstoffs, der eingebeutet wird, das vielsträhnige dann eines der intensivierenden Bernordung, erstmals mit dem Gipfel bei Heinrich Isaac und Ludwig Senfl (das ist im wesentlichen Eichenauers Polyphonie), zum zweitenmal mit Johann S. Bach und Georg F. Händel im Scheitelpunkt, das drittemal mit Brahms, Wagner, Bruckner, Reger, Pfitzner, als den nordischen Großmeistern. Ich glaube, diese Aufstellung widerlegt die Darstellung Eichenauers in nichts, sondern führt sie nur weiter. Besonders erschreckend erscheint, daß Eichenauers Themenstellung von der Reichsleitung der Hitlerjugend stammt und in deren Kreisen volle Resonanz gefunden hat - echter Kunstwille und Drang zur Kulturerkenntnis ist das Schönste, was wir uns vom deutschen Nachwuchs wünschen können, und Eichenauer hat zu diesem Ziel die Jugend ein beträchtliches Bewußtsein weitergeführt.

Hans Joachim Moser.

Die Weltliteratur

1941 / Heft 5/6

AUFSATZE: Hans W. Hagen: Wir und die Gedankenwelt des Westens. Hermann Eris Busse: Elsaß. Karl Brill: Straßburgs deutsche Tradition. Paul Schall: Die weltanschauliche Entwicklung im abgetrennten Elsaß. Siegwalt Benatzky: Das Reich, der zum Gesetz gewordene Wille unserer Rasse. Kurt Eggers: Vom Auftrag der revolutionären Dichtung. Hans Ernst Schneider: Bemerkungen zu einem deutschen Drama. Heinz Dähnhardt: Unterhaltungs- oder Erlebnisschrifttum? Herbert Barth: Brief an einen Dichter. Hans Rösner: Literarischer Zwischenhandel.

GEDICHTE: Kurt Eggers, Wolfgang Jünemann, Hans Ernst Schneider.

BUCHBESPRECHUNGEN: S. Benatzky, K. Eggers, H. Franke, H. W. Hagen, G. Gröger, E. Langenbucher, H. Löffler, B. Payr, H. E. Schneider, W. Schütt, C. Schrempf, R. Wolfram u. a.

Preis 30 Pfennig

SCHWERTER-VERLAG / BERLIN-DAHLEM

Das nationale Sammelgebiet **Notgeld 1914-1924**

Herbert Bodenschlag, Hamburg 33

von höchstem u. bleibendem Geschichtswert.
Anschaffungen u. Preisliste unverbindl.

Hauptvertriebsleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pöcklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Abnehmerbeziehung: Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck: Kasper & Gellert, München. Offsetdruck: J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Neudinger, Augsburg.